Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 7 (1877)

Artikel: Ein schweizerisch - alemannisches Lautgesetz : Schluss.

Autor: Staub, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-180677

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN SCHWEIZERISCH-ALEMANNISCHES LAUTGESETZ.

(Schlufs.)

Von diesen sog. Seitenvokalen weg ist es wol an der Zeit unsere Aufmerksamkeit auch dem Grund- und den mit demselben sich berührenden Vokalen zuzuwenden, also **a, ä, e, ë.**

Auf unserem ersten Gange lernten wir ā, ā̃, ē als die durch Verflüchtigung des Nasals entstandenen Laute kennen. Es ist dies die einfachste, aber keineswegs vorherrschende Umwandlung. Sie gilt meines Wissens in ihrer vollen Ausdehnung nur für Simmenthal und Rheinthal, wo es, genauer angesehen, nasalierte ã̃ und ẽ̃, ä̃ (resp. getrübtes nach é hin lautendes *ĩ*̃) sind; ferner in Glarus mit dem benachbarten Amden (auch hier ist genauer ï zu schreiben). Appenzell verhält sich schwankend. Zu *ā* für *an* bekennen sich aufserdem noch St. Gallen und Schaffhausen; *en*, *ën*, *än* aber gestalten sie Hand in Hand mit allen übrigen, nicht soeben namhaft gemachten Mundarten der Schweiz diphthongisch um (*ei*). Wieder eine eigentümliche Stellung beansprucht diejenige von Prättigäu-Davos; auch sie verwandelt *an*, *en* in *ā*, *ei*; wo aber der Umlaut blofs eine Folge der Flexion ist, da bildet sie denselben unmittelbar von dem ā aus, nämlich als ē; z. B. *Bēche,* der Plural zu *Bāch* (Bank). Diphthongisch hat sich in der gröfseren Hälfte der Schweiz auch *an* entwickelt, nämlich zu *au.* Für *äu* wäre an und für sich kein Raum, indem, wie gesagt, *än*, *en* an der Entwicklung von *ën* zu *ei* Theil nimmt. Allein Flexions- und Deminutivbildungen gehen in der Regel nicht auf die Grundform (*an*) zurück, sondern pflegen sich an die zweite (die nasallose) Stufe anzulehnen und von dieser aus, als wäre sie die echte, weiter zu bauen. So kann denn allerdings, statt *ei* aus *än*, *en,* ein *äu* aus *au* erwachsen, z. B. *Bäuchli* = kleine Bank (*Bauch*).

Diese drei Diphthonge nun haben den Laut der echten, alten und unterscheiden sich auch in der Aussprache bestimmt von den oben abgehandelten éi, óu, öi. Da nun aber die burgundisch-alemannischen Mundarten sich der Unterscheidung der beiden Stufen begeben haben (s. oben S. 198), so liegt die Frage nahe, ob nicht im Berner Unterlande Wörter wie trinken und tränken unentwirrbar in Eins zusammenfallen. Sie löst sich zu unserer Beruhigung durch die merkwürdige Thatsache, dafs sich für diesen speziellen Fall, nämlich für *än, en* ein

eigentümlicher, dem Berner Organe sonst nicht kongener Diphthong (Gotthelf schreibt ihn zum Unterschiede von *ei* mit *äy*) gebildet hat.

Es möge nun eine Reihe von Beispielen über die Umwandlungen, welche *an*, *en* erfahren, folgen.

Angst: *Es isch mer aust und bang.* (Aarg.)

Anken: *Ache, Ahe, Añhe; Auhe, Auche, Äucho* (so im Wallis, wo *aü, oi* die gänge Aussprache des *au* ist). *Achchar, Auchchar, Acher*[1] = Buttertopf.

Ansbaum (oben S. 19) lautet im Bernbiet *Aus-, Jaus-baum,* luzern. *Daus-baum.*[2]

Auslikon, eine zürcher. Ortschaft, benennt sich nach den Angehörigen eines Ansilo.

Bank: *Bāch, Bouch,* Mz. *Bēche, Böüch. Houbouch* = Fleischbank.

Dank, danken: in Freiburg und Wallis *Dauch, dauche;* im Simmenth. *zum Dāch* = zur Zufriedenheit, recht. Hierher wird wol auch die schwyzer. Interjektion des Unwillens: *z' dauche gare! verdaucht!* = nein doch! zu subsumieren und als ironisch gemeinter Ausdruck zu erklären sein. Das letztere, welches zugleich als Steigerungsadverb verwendet wird, lautet in Zug und Gaster *verdācht,* ist also dort entweder von seinem Etymon gelöst und als blofse euphemistische Spielart des Wortes verdammt anzusehen, oder gehört zum Zeitwort verdenken.

In der selben Weise fasse ich das gleichbedeutende appenz. und st. gall. *vertāset, vertāseret, vertāselet,* doch dafs dieses phonetisch richtig an das bekannte Wort Tanse (app.-st. gall. *Tāse*) angelehnt ist. Dieses Wort hat aufser der oben S. 35 erwähnten Form noch folgende: *Ta˜se, Tause, Taufse;* der *Tausel* = ein kleineres, an der Hand getragenes Milchgeschirr.

Denken: *Was hest nid gedeicht!* Abweisungsformel. — *Los und deich!* Formel zur Einleitung einer Mittheilung. — *Mîs Deichis* = so weit ich mich zu besinnen vermag. — *Um ds Deiche* = um eine minime Differenz verschieden. — *Was lait-schi* (läfst sich) *au nit*

1) Durch einen Interpunktionsfehler ist diese Ableitung, welche eigentlich ein Compositum mit kar = Gefäfs ist, bei Stalder unter die Namen der Butter gezählt.

2) Mit einem in der Pluralform *D' Ausbäum* angeschweifsten und für stammhaft angesehenen D, wie in dem aargauischen, an ein ungehöriges Etymon angelehnten *Tanzbaum* und gerade auch wie in der Nebenform *Saafsholz* des jüngeren Landsbuches von Glarus (eigentlich *s' Afsholz*) für das i. J. 1807 noch übliche oder wenigstens verstandene *Ansholz.*

erdeiche ums Geld! hät der Schalfigger g'sait. — Der Pfarrer isch gäng d'Stuben ûf un abb g'lüffen (gelaufen) *un het sîner Gedäichunge g'macht* (meditiert).

Trank: *Tra˜ch*, *Trauch* und, an die erstere Form unmittelbar anlehnend, in Bosco: *trēche,* sonst *treiche*; die *Treichi.* Jemanden *z' T. füeren* = ihn nöthigen, sich zu fügen. *Treichchalb* = Kalb, das künstlich gesäugt wird. .

Eistringe, Name eines Dorfes bei Zürich, geschrieben Engstringen, urkundlich Enstelingen.

Frankwyl (urk. Frankwyla) im Bernbiet heifst in der dortigen Gegend *Frauchwyl.*

Aus Uri ist einberichtet „das *Feusi*" = ein gewisses, besonders fettes und als grofse Delikatesse geschätztes Aelplergericht, sodann überhaupt ein lustiger Schmaus. Da die dortige Mundart in Wirklichkeit kein *eu* besitzt, so lautet das Wort *Feisi;* dieses aber stimmt ganz gut als Deminutivableitung zu dem in den Waldstätten, Glarus und Appenzell bekannten der *Fens* (auch *Fentsch, Fensch*, *Fenz*).

Veich wird im „jährlichen Hausrath" vom J. 1767 unter den gewöhnlichen Produkten der Grafschaft Kyburg aufgezählt. Gemeint ist der Fench, das lat. panicum. Von dieser jetzt in Abgang gekommenen Nutzungspflanze haben manche Oertlichkeiten ihren Namen bekommen, so (um hier von Fällanden bei Zürich abzusehen) *Feichrüti* im Zürchbiet, *Feichrieden* im Aargau. *Mistifeich* heifst eine species des panicum, welche die Nachbarschaft der Düngerhaufen liebt.

Fenster: *Fēster, Fī˜ster, Feister*, auch mit dem Anlaute pf, welcher das aus dem Latein. entlehnte Wort kennzeichnet.

Der Grans (s. oben S. 33) heifst in Zug der *Grause,* am Hallwylersee die *Grause.*[1] Auch Maaler schrieb neben „granschen = prora" „das Graufsle = klein schiffle." Es ist leicht möglich, dafs die Benennung eines Hofes am Napf, Ktn. Luzern, „im Graufs" ebenfalls auf die Bedeutung Schnabel zu beziehen ist. Es wird diese Deutung fast zur Gewifsheit erhoben durch eine Angabe des Jahrzeitbuches von Neudorf, im selben Kanton, v. J. 1486: „Item ein halb juchart lit am suw graus bym bach vffhin." Noch mehr. Die selbe Anschauung liegt den schweizerischen, z. Th. schon mhd. Pflanzennamen *Grensel, Grensig* zu Grunde. Ob man dieselben nun von grans ableite, oder, da die nämliche Pflanze auch *Gänserich,* potentilla anserina, Gänsefingerkraut, ahd. gensinc, piè d' occa, bec d' oie, und im Ahd. Gänsekoth grensinc heifsen, unter Annahme der Einschiebung eines r, von

1) Nicht Grausle, wie Stalder unrichtig abschrieb.

Gans — uns berührt hier dieser Zwiespalt nicht, genug, dafs er uns berechtigt unser *Greiserich* = Hahnsporn, panicum crus galli, panic pied de coq, ebenfalls aus dem einen oder andern der beiden Stämme abzuleiten, um so mehr als diese selbe Pflanze in Tirol Grense benannt wird. Mit ziemlicher Sicherheit wage ich schliefslich noch den Versuch, auch das wallis. Verbum *umha greischen* = in fremde Häuser laufen um zu plaudern, von grans abzuleiten, also = seinen Schnabel, seine Nase hineinstecken. Die Simmenthaler gebrauchen nämlich *gra˜se* eben in diesem Sinne. Die *Greische* (weich sh) ist grobe Benennung des Mundes; Einem in die Gr. schlagen = ihn durch Gegenrede zum Schweigen bringen; Einem d' Gr. *anheichen*, oder *darhän*, oder mit Einem *greischen* = einen Wortwechsel mit ihm haben. Lautlich steht dieser Ableitung Nichts entgegen, und auch im Bayrischen wird Grans für das Maul verwendet.[1]

Gespenst: *G'speis'st* und mit deminutiver Ableitung *G'speis'ti;* Verbum: *gspeis'ten;* es *gspeis'tet,* wenn man im Hause einen unerklärlichen Knall vernimmt; übergetragen auf wildes Rumoren der Kinder; *umme gspeisten* = zur Schlafenszeit geschäftig im Hause herumfahren.

Das mhd. Substantiv die *glunse* = Feuerfunke geht auf das Vb. glimmen (Ptc. geglummen) zurück. Die historisch richtigere Form ist im bern- und baseldeutschen *Glumse,* Vb. *glumse* enthalten. In den übrigen schweizerischen Mundarten jedoch ist aus der Zwischenform Glunse durch Vokalisierung des n ein Reichtum von Nebenformen ersprossen, welcher sich noch durch den Wechsel von scharfem und weichem Zischlaut und das Eindringen der Pluralform in die Einzahl multipliciert: *Glûfse, Glûse, Glüfse,* (Vw., W., Schaffh.); *Glōsa, Glōssa* (App. u. d. E.); *Glouſse, Glouse, Glöiſse* (Aa., LG., Z.); dazu noch mit Umstellung der Konsonanten: *Glūsme, Glūseme.*

Hanf: *Hampf, Hāf, Hauf,* mit dem Plural *Häuf. Lüt wie Hauf* = ein dichtes Gedränge; — Leben wie *d' Vögel im Hauf.* — *Im Hauf ersticken* = sich hängen. Auch das gedruckte „Memoriale der Stift Einsiedlen den Zehenden zu Männedorf betreffend. 1770" bedient sich der diphthongisierten Form — ein Beweis, wie fest gewurzelt sie damals war. — *Haufsāme.* Singe *wie 's Vögeli im H.* Auch *Hauft-* und *Haubsōme.* — *Hauflöli* = Einfaltspinsel, eigentlich der Popanz im Hanfacker. — *haufen, haufnen* bedeutet theils den H. ansäen, theils denselben einsammeln; *es haufet si guet* (*übel*) = der H. gedeiht wohl, oder nicht. — Eine Art frühreifer Birnen trägt den Namen *Welschhäufler,* also Hänfler, ohne Zweifel darum, dafs sie ungefähr gleichzeitig mit dem Hanfe reifen.

1) Vermuthlich ist das *Gränschi* (mageres Rind) als Spitzmaul aufgefafst.

Ueberreich an sog. Koseformen wie an Begriffsübertragungen ist der Taufname Johannes, was dessen grofse Volkstümlichkeit und Beliebtheit beweist. Uns gehen hier nur diejenigen mit elidiertem e an, in welchen also n und s unmittelbar aufeinander stofsen. Zunächst Hans mit seinen Ableitungen Hansi und Hansel. In Aargau, Luzern, Bern, Sol. und Schwyz lauten oder lauteten sie (denn die steigende Civilisation rümpft die Nase zu dergleichen volkstümlichen „altväterischen" Namen und Namensformen) *Haus, Hausi, Hauseli, Hausli;* in Luzern betitelt man auch eine robuste, nur zu grober Arbeit taugliche Weibsperson als einen *Hausi* (wie in Zürich ein stark gebautes Frauenzimmer als einen *Hannes*). Appenzell schwankt zwischen den Formen *Hans* und *Häsli.* Im Aargau stofsen nun auf diese aus „an" entwickelten Formen von Bern (und Wallis) her andere mit dem Diphthong ei. *Heis, Heisi, Heischi, Heiseli* können, was sich aus der bisherigen Untersuchung ergiebt, unmöglich ebenfalls aus *an* entspringen, sondern setzen durchaus ein umgelautetes *Häns* voraus. Wegen dieses schwer begreiflichen Umlautes dürfte die Autorität unserer Theorie in Gefahr kommen; allein die Wirklichkeit kommt ihr zu gelegener Stunde zu Hülfe: *Häns, Hänes* existieren wenigstens in der Gegend von Aarburg und in Bucheggberg. Nun darf wohl auch *Heischi,* welches in einem Appenzeller Rugguſser (Tobl. 373, a) begegnet, als *Hänsi* gedeutet werden. Nach einem Eigentümer dieses Namens wird auch das *Häisiwyl,* ein Hof des bern. Dorfes Melchnau, getauft sein. Die Werthskala, welche im Volksgefühle über diese verschiedenen Namensformen liegt, entnehmen wir einer landläufigen Anekdote. Der hinkende Bott von Vivis von 1813, Bogen E, S. 4 erzählt von einem Bauer aus dem Oberland: Auf die Frage des Pfarrers nach dem Namen seines zum Taufen angemeldeten Kindes erwiederte der Bauer: „Johannes, Hans, Heiselj; würt's en Hēr, so säg-em Johannes, würt's ä Pūr, so heifst's Hans, und würt's ä Stallchnecht, so säg-em geng Heiselj." Aber, nicht zufrieden mit diesem Reichtum, hat die Volkssprache noch eine dritte Gruppe von Formen erfunden, indem sie die Neubildung *Haus* zu Grunde legte und durch Umlautung weiter zu *Häus, Häusi, Häusel, Häusli, Häuseli,* und mit Verdichtung des Vokals zu *Hösel* gelangte. Nach einem Manne dieses Namens wird der *Häuselweg* in Niederweningen benannt sein; und da wir schon zweimal den Namen Johannes in appellativer Erweiterung auf das weibliche Geschlecht angewendet gesehen haben, so können wir kaum umhin, einen gleichen Ursprung für die Benennung eines schlampigen Weibes als eines *Häusi* (sächl.) anzunehmen. Es ist ein ungalanter Sprung vom Menschen zum Vierfüfser; allein, da das Volk sich nicht davor gescheut hat, so dürfen auch wir

nicht prüde davor umkehren. Es besteht ebenfalls im Aargau in der Sprache der Kinder der Name *Häusel, Häufsi* für den Hund; nun könnte ganz wohl der Hund im einzelnen Hause wie das Pferd den Namen Hans bekommen haben und dieser dann appellativ geworden sein. Dennoch getraue ich mir gegenwärtig nicht, diese Etymologie zu vertheidigen, da ich mich über den Laut nicht genugsam vergewissern konnte, und da auch die Angabe bei Stalder, welcher den Ausdruck aus dem Freienamte kannte, unmöglich sicher zu deuten ist.

Hengst: *Heist.* An diesem Orte läfst sich die wiederholt aufgeworfene Frage wegen des Ortsnamens *Heisch* (am Fufse des Schnabelpasses am Albis) nicht todt schweigen, obwohl ich mich nicht anheischig machen kann, sie zu lösen, vielmehr glaube, eine zwingende Lösung sei überhaupt kaum möglich. Die Etymologie der Namen leidet an zwei verzweifelten Schwierigkeiten: auf der einen Seite ist es der Volksmund, welcher hier, alle Fesseln des Gesetzes sprengend, oft die wunderlichsten Sprünge macht; anderseits ist der Inhalt der schriftlichen Urkunden, bei welchen der Etymologe vornehmlich angewiesen ist sein Heil zu suchen, derart, dafs in hundert und aber hundert Fällen die Identität zwischen dem betreffenden Gegenstande und den alten Namen eine blofs willkürliche Voraussetzung ist. H. Meier bezieht nun die urkundlichen Formen Heinsca, Heinsche, Heiisch auf unser Heisch und deutet den Namen gleich Heimisch; die Form Hentsch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts könnte am Ende aus Heinsch zusammengepreſst sein, einfacher aber wäre, sie mit Hengst zu identifizieren.[1] Entschieden Hengst betitelt die Murer'sche Karte in der Mitte des darauf folgenden Jahrhunderts den Ort. Die Verfechter dieser Ansicht deuten den Namen auf das Wirthshausschild zum Weifsen Rofs, welches an diesem alten Bergpasse ohne Zweifel von Altem her und jedenfalls kürzlich noch existierte. Unter den mehr als 200 Ortsnamen, welche Jähns, (Rofs und Reiter I, S. 204—8) von Hengst und dessen Nebenformen herleiten möchte, giebt es ein Dorf Heist, Heest in Holstein, Hengsten im Kreise Lennep.[2] Die Formen, welche von da ab folgen (Heyst auf der Gyger'schen Karte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) lassen sich mit der selben Leichtigkeit aus Heimisch wie aus Hengst ableiten.

In *Eppēriheis̆t*, welches ein Gericht aus Erdbeeren mit Milch bezeichnet, steckt unser Wort ebenfalls.

1) In einem Unterw. Mscr. der comoedia de conversione S. Beati ist der Pferdename ähnlich geschrieben: henst.

2) Dafs Hengist auch ein altd. Personenname war, ist überflüssig, hier beizuziehen.

Unter den vielen anderen Begriffsübertragungen, welche der Name Hengst erfahren (s. deutsch. Wtb.), gehört auch (ähnlich derjenigen auf den Hirschkäfer: Maihengst) die auf die grofse Waldameise. Die Volkssprache hat aber so emsig gespielt mit dem Worte, dafs es kaum mehr kenntlich wäre, hätte nicht an einigen wenigen Orten sich die Grundform *Waldhengst* rein erhalten. Sonst lautet es *Wulhengst, Wul-, Wŏl-, Wăl-, Waldheist,* auch mit Aufgeben des richtigen Genus: die *Wāleiste.*

Henken: *heiche, heihe. Ds Mûl inhin heichen* = sich unberufen ins Gespräch mischen. Mit der Redensart: *Es gāt nit z' Heichen* wird der Zaghafte ermuntert. — Das *B'heich* = Gehänge, Schmuck. — Die *Heichi* = Einrichtung zum Aufhängen der Wäsche u. s. w.; das Aufgehängte selbst: *e schöni H. Fleisch im Spîcher; e tolli H. Lîng'wand.* — *Heichel* = Henkel der Tragbutte. *Nu, so sy's erheicht!* Ausruf der Verwunderung. — Es ist nicht unmöglich, dafs man sich in Bünden den Hitznebel, Höhrauch, als Gehenk vorstellt; aber jedenfalls gieng der dortige Ausdruck das *G'heich* ursprünglich aus von dem allgemeiner üblichen *G'hei,* dessen Stamm mit dem gr. *καίω* verwandt ist.

Stalder bekam von Guggisberg einberichtet *joufsen, jouzen* im Sinne von wehklagen. *Jaufsen* (*jaüfsen*) spricht man noch im Wallis. Diese Formen lassen sich nicht trennen von dem weiter verbreiteten *jausle* und umgelautet *jäusle,* wie auch zu jener einfachern Bildung eine Umlautsform (in Wall. Aussprache *jeifsen*) besteht. Zu dem Ursprung der ganzen Sippe führt uns die ebenfalls existierende Grundform *jamslen;* er wird wohl, allerdings mit Verkürzung des Stammvokals, in *Jâmer* zu suchen sein. Aehnliche Bedeutung hat das B. oberländ. Neutrum *Gjaux,* beruht aber auf dem Verbum *janxen* = mit ängstlicher Sorge Etwas betreiben.

Jens bei Bürglen, Bez. Nidau, lautet im Volksmund *Jeis; Jeufs,* ungefähr in der selben Nachbarschaft, ist das französische Jentes.

Das Lateinwort gentiana hat bei der Aufnahme in die Volkssprache zweierlei Behandlung erfahren, indem das g entweder, was namentlich romanischen Wörtern leicht begegnet,[1] zu j erweicht wurde (*Jenzene, Jense*), oder noch weiter im folgenden Vokale ganz untergieng[2] (*Enzene, Enze* u. s. w.). Der aus dieser Pflanze gewonnene Branntwein heifst *Jenzener, Enzele, Enzni, Jenzer, Jenser* und *Je˜ssener, Jeisener.*[3]

1) Vgl. oben S. 203; und hinwieder Mennig, ahd. minig aus lat. minium; auch innerhalb des Romanischen selbst: lat. adagium neben dem Verbum ajo (?).

2) Vgl. Wackernagel bei Binding I, 343 f.

3) Unerklärlich ist mir der Vokal äu resp. au in dem Bündnerischen *Jäuse* = gentiana centaurium. Doch, angenommen, es seien die betreffenden Aufzeichnun-

Es wurde oben S. 34 der Beweis versprochen, dafs in dem gedehnten ā der Verbalform *chāst* das vokalisierte n stecken könne; derselbe kann nun an dieser Stelle beigebracht werden mit den Formen *chaust*, *chausch*, welche auch umgelautet vorkommen.

Das alemann.-schwäb. *Känsterli* = Küchenschrank, kann lauten *Cheisterli;* in Basel ist jenes die städtische, dieses die ländliche Aussprache.

Knauslen, knauschlen = wohlbehaglich, zugleich aber auch in einer für die Umgebung widerlichen Art hörbar essen, namentlich Obst, könnte man leicht auf das oberdeutsche knauen = zerstampfen, zermalmen, zurückführen, oder auch auf das nur mehr nd. knauen = nagen. Allein es besteht als Synonym der obigen Wörter ein schwyzer. *knamsen*, aus welchem jene mindestens eben so leicht sich entwickeln lassen; ja, die Schwierigkeit, die Vergröberung des s in *chnauschle* zu begründen, fällt bei der letzteren Etymologie weg. Ob das nidwald. *chnautsche, chnäutsche* (anderwärts verdichtet zu *chnōtsche*) = stark kauen, noch weiter vergröbert, oder ob es denn doch als eigentliches knauwizen (?) zu dem genannten knauen zu halten sei, lasse ich unerörtert.

Krank: *chrāch, chrauch* z. B. *chrauche Wy* = schwacher Wein; *chrauchs Garn* = leicht zerreifsbares Garn. — *chrauchig*, *chrauhig* = zerbrechlich, schwach, in Obw. *chreich* = feig und dazu das Verb. *chrauche.*

Das emmenthal. *chleiche* = jammernd klagen, stimmt phonetisch und etymologisch zusammen mit dem wallis. *chleichen:* beides ist *klenken* (eine Ableitung von Klang), die Glocke Schlag für Schlag läuten, hier als Ankündigung des bald beginnenden Gottesdienstes, oder der Elevatio in der Messe, oder dafür, dafs eben ein Kranker „verwahrt" werde, oder als Zeichen für die Bedienung des kirchlichen Festgeschützes, oder als Grabgeläute für eine Kinderleiche; dort als Zeichen einer Feuersbrunst oder zum Beginn der Eichelernte u. dgl. Etwa verallgemeinert: läuten, klingeln, ein hörbares Zeichen geben überhaupt. *Tüet iez z'sämme chl.!* sagt die Mutter zu den Kindern, indem sie die Schüssel auf den Tisch stellt. Von dem einförmigen Tönen der Glocke wird das Bild entlehnt für langweiliges, weibisches Gejammer. In obscöner Anwendung: *Si händ-em unzytig g'chlenkt* = matrimonium consummatum ante ratum.

Lause bei Liestal soll vormals Lansen geheifsen haben.

gen naturgetreu und zuverlässig — diese einzige Ausnahme vermag nichts gegen unser festgestütztes Gesetz.

Den Ortsnamen Lens bei Sitten verdeutschen die Oberwalliser mit *Leis.*[1] Leus nennt ihn das Eydgen. Lex. von Leu; allein, da *eu* in der dortigen Mundart nicht möglich ist, so ist diese Form als eine unstatthafte Rekonstruktion aus Leis zu taxieren.

Für das Dorf *Leifsingen* am Thunersee geben R. Wyfs und A. Jahn auch den Namen *Leensingen* an; jenes wäre also die sekundäre Form. Die älteren, urkundlichen Namen übrigens stimmen nicht zu dieser Angabe.

Mäuschelen = ohne Appetit, blofs zum Schein essen, welches Stalder anführt, ist nicht auf *mausen* zurückzuführen, sondern schliefst sich einfach als Verkleinerungsform an (*mausche*),[2] *mautschle* = mit sinnlichem Behagen kauen, begierig essen; dieses die Nebenform zu *manschen, mangschen, mantschen,* ein Wort, das auch in Deutschland sehr verbreitet ist, von Weigand auf „mengen," von Stalder auf franz. manger oder ital. mangiare zurückgeführt wird.

Ich stehe nicht an, *rausle, raufsle* = habgierig zusammenraffen, fremde Früchte diebischer Weise sammeln, der *Rausli* = Nimmersatt — als ramslen zu fassen und aus dem franz. ramasser herzuleiten, wie das bair. ramsen, ramschen. Dafs amplifizierend *rausle* und *ramisiere* verbunden auftreten, spricht nicht gegen diese Ableitung; es ist ja bekannt, dafs auch die französische und englische Sprache von derlei Doppelformen von Lehnwörtern, welche in verschiedenen Perioden in den Wortvorrath aufgenommen wurden, wimmeln.

Das auf S. 33 angeführte Ranft tritt noch auf in den Formen *Ra̅ft, Rauft, Rauf* und umgelautet *Räuft.* „*Im Rauft,*" *Rauftmatte, Rauftwald* u. dgl. bezeichnen mehrere Oertlichkeiten im Berner Oberlande; *nes Rüftli Brod* spricht man daselbst, wobei das trübe *ü* den Werth von gemein-allemann. *äu* deckt. Der Schnee heifst *g'raupft,* in Glarus *g'rāftet,* wenn er eine Kruste hat, d. h. blofs an der Oberfläche gefroren ist.

Ein abstraktes Substantiv Ränki, Renki ist vorauszusetzen für den bern. Ausdruck *d'Raihi wēre,* d. i. ein verrenktes Glied durch Reibung oder Besprechung heilen. Es ist eine Ableitung von *Rank* (S. 34), wie *entränken,* welches wir in dem Segen gegen Verstauchung erkennen: „Als Jesus Christus gieng über die Haid, Fiel er um auf einen Stein Und entraichte sich die Hand" usw.

1) Wüfsten sie etwa aus Gatschet, Ortsetym. F. 1, 82, dafs derselbe von der Linsenkultur herrührt, so würden sie wol Lîs daraus machen.

2) Ob Bündner *mausche* = naschen, das gleiche Wort oder die Nebenform zu mausen sei, lasse ich dahingestellt.

Während in dem saan. Adj. *säft* (*sjēft*) (s. oben S. 33) = süfs, der Umlaut sich an die Grundform sanft hält, findet derjenige des freiburg. *säuft* = fade, seine Erklärung nur durch die vorangegangene Umwandlung *sauft*. Ueblicher noch und weiter verbreitet ist das Adverb., besonders beliebt in der Bedeutung, welche samfte schon im Nibelungenlied hat und seither in vielen deutschen Mundarten, auch in der nord. Form sachte, saz, nämlich = ohne Schwierigkeit. *Sauft lēren* = mit leichter Mühe auswendig lernen. Etwas *sauft, säuft*[1] thun können oder dürfen. *Es ist s. müglich. Sauft nu!* (= noch) und *Ja säuft!* sind urnerische Bestätigungsformeln; *de* (denn) *nu* (noch) *völlig sauft!* eine solche der Muotathaler, derentwegen sie gehänselt werden. Häufig vor Zahl- und Mafsbestimmungen: *s. es Pfund* = wohl, wenigstens ein Pf. Was mit der geringeren Mühe geht, sollte billiger und schicklicher Weise auch geschehen. Daher nachdem es lange genug geregnet hat, „*es chan iez de* (dann) *s. umhi eis* (wiederum einmal) *schonen.*" — *Es hätte ihm's s. gethan ums Haus herumzugehen* (anstatt hinter dem Tische zu sitzen) — sagt Gotthelf; der Sinn ist: er hätte besser daran gethan.

Schenken: *scheiche, scheihe.*

Schwank, schwingende Bewegung: *Schwauch.*

Gaffē wie Milchschwouch = Kaffeebrühe, welche aussieht wie das Wasser, mit dem ein Milchgefäfs ausgewaschen, geschwenkt worden. *Der Wagen trōled* (läuft) *ungären* (ungern, schwer), *d'Reder heind z'wenig Schwouch.*

Schwenken: *schweiche, schweihe;* im Gange vor Schwäche *völlig schweiche; schweichig, schweihig* = steil, abhängig.

Ohne den Ausdruck etymologisch klar legen zu können, zähle ich das Steigerungsadverb *b'seicht* auf, welches auch in der Form *b'senkt* als Adj. = stark, kräftig, vorkommt.

Der Name eines Flusses im Kanton Freiburg, die Sense, frz. Singine, wird auch *Seisa* gesprochen.

Speis, d. i. Spins, Weiler bei Aarberg.

Gestank: *G'stauch.*

Wank: *ekei Wouch tue* = nicht die geringste Bewegung machen. *Wauch lā* = nach grofsem Widerstande schliefslich nachlassen; *willweichig, wîlweihig* = wankelmüthig.

wauste, wausche, weuschle, und mit Verdichtung des Diphthongs *wōschle,* bedeutet heifshungrig essen, eigentlich in den *Waust*, d. i.

1) Der Umlaut hat sich ungehöriger Weise auch ins Adverb herüber verpflanzt.

Wanst einpacken, unverständlich reden; *wausche* heifst aber auch: Etwas unschön zusammenfassen, so dafs ein *Wausch, Waust*, ein bauchiger Wisch, entsteht.

Wenslingen und Wenswyl (in Baselland) lauten *Weislige, Weiswîl.*

Lassen wir unsern Ebel das Alphabet schliefsen. In einem ziemlich reichen handschriftlichen Verzeichnisse schweizerischer Ausdrücke, das er sich, leider ohne Ortsangaben, anlegte, finde ich das Wort *zeislen* = locken. Obwohl dasselbe nur in einem vom Abschreiber arg mifshandelten Exemplare vorhanden ist und ich keine direkte Bestätigung des Vorkommens jenes Idiotism erlangen konnte aufser die simmenth. Form *zẽse,* zweifle ich nicht an seiner Richtigkeit, da es sich in jeder Beziehung zu unserem *zänsle,*[1] *zänzle, zänze,* = locken, reizen, foppen, eine s- und z-Ableitung von zenjan, zannen = provocare schickt.

Damit wäre nun — noch nicht die Zahl der einschlägigen Beispiele — wohl aber die Charakteristik der durch unser Lautgesetz hervorgerufenen Erscheinungen erschöpft, sofern wir uns an einer oberflächlichen Bezeichnung der Laute, wie sie gänge und gäb ist und zur Befriedigung des allgemeineren Interesses ausreicht, genügen lassen; einer Bezeichnung, welche den Laut ungefähr andeutet, in der Weise, in welcher die modernen Schriftsprachen ebenfalls verschiedene Klangnüancen unter ein und den selben Buchstaben zu subsumieren pflegen. Freilich mufs man dann die überraschenden Sprünge, welche die Sprache in ihren Lautveränderungen zu machen scheint, mit in den Kauf nehmen und vor ungelösten Räthseln stehen bleiben. Diese pflegen sich in dem Grade aufzuhellen als man sich bemüht und es gelingt, den Mittelgliedern, welche die Uebergänge zwischen ursprünglichem und späterem Lautstande ausfüllen, nachzugehen. Lassen wir uns daher die Mühe nicht verdriefsen, die ganze Reihe der Vokale nochmals genauer zu prüfen. Führt uns dieser Weg auch nicht zu vollständigem Verständnisse des Vorgangs, so ist uns vielleicht ein späterer, glücklicherer Forscher dankbar für die genaue Ueberlieferung von Thatsachen und zuverlässigem Material aus einer Zeit, da unmittelbare Anschauung noch möglich war; und jedenfalls bereichern wir unsere Kenntnifs der Mundart durch manche an und für sich merkwürdige Entdeckung und gewinnen Kriterien zur Handhabung der Etymologie.

Diese letzterwähnte Aussicht ist es, welche mich bewegt, die folgende Untersuchung anstatt nach den Lauten vielmehr nach den geo-

1) „Ich möchte alle meine Freunde ins Wiesenthal hineinzenseln," schreibt J. P. Hebel.

graphischen Kreisen zu ordnen. Wir lernen auf diese Weise gleichsam die Tragweite und die Tragkraft der einzelnen Mundarten ermessen und werden in den Stand gesetzt, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit gewisser Etymologieen ein sicheres Urtheil zu fällen. Indem ich diese Kreise mit den bekannten Namen von Kantonen betitle, mufs ich bitten, dafs man dieselben nicht urgiere. Es darf wohl behauptet werden, dafs ein jeder der bestehenden Kantone in seiner vorwiegenden Masse eine besondere, gegen die Nachbaren sich abhebende Mundart repräsentiere, nur darf nicht aus dem Auge gelassen werden, dafs die Grenzstriche nicht dem reinen Charakter treu bleiben und dafs ganze kleinere Gebietstheile einer andern Mundart zuzuzählen sind.

Dies vorausgesetzt, beginne ich mit dem **Aargau.** Gleich hier bietet sich uns eine äufserst eigentümliche, dem Ausländer fast unbegreifliche Erscheinung dar; aber ich mufs vorausschicken, dafs die ehemalige Grafschaft Baden und, wenn ich recht berichtet bin, die Freien Aemter keinen Theil daran haben. Es ist eine Thatsache, die ich verbürgen darf, dafs im eigentlichen Aargau der Diphthong *ei* in 3, der Diphthong *au* genau genommen sogar in 4 strikte von einander geschiedenen und vom Sprachinstinkt mit wunderbarer Konsequenz ausgefüllten Nüancen vorkommt. Was den Umlaut *eu* betrifft, so hat es bei der uns schon bekannten Zweitheilung sein Verbleiben, da schon diese von Zunge und Ohr überall schwer genug festgehalten wird. Ich kann mich nicht anheischig machen, diese verschiedenen Töne zu veranschaulichen, und verzichte auch darauf, sie durch verschiedene Schriftzeichen zu unterscheiden. Es genügt ja für unseren vorliegenden Zweck, Folgendes zu konstatieren. *Hauf* und alle aus anf hervorgegangenen *au* tönen anders als in 1) blau, 2) bauen, 3) laufen, welche hinwieder unter sich abstechen, was erstaunlich genau zusammentrifft mit der ungleichen Abstammung dieses Diphthongs. *Au* aus *ans* reimt meistentheils mit *Hauf*, doch in einigen Beispielen stimmt es mit bauen. „Uns" schlägt sonderbarerweise in den Vokal von „laufen" um, sein Umlaut dagegen, wie gemeinhin, in denjenigen von „bauen" (öi), so dafs die vokalisierten Formen für „Gunst" und „günstig" nicht in Harmonie miteinander stehen. Wie die Vokale in „*Hauf*" und „laufen," so vermag der Aargauer auch diejenigen in „*Pfeister*" (Fenster) und „Bein" zu unterscheiden. Es leuchtet ein, dafs dieser Farbenreichtum, welcher wol einzig in seiner Art dasteht, für etymologische Bestimmungen ein eben so bequemer als zuverlässiger Führer ist. Als vereinzelte Sonderbarkeiten, z. Th. Nüsse, welche noch des Knackers harren, mögen signalisiert werden: *Trēchgeld*, *Trēchle* neben dem regelrechten *Tréichle;* in Baden das aus einer ältern Lautstufe stabil verbliebene und seinem Ursprung

nach nicht mehr gefühlte *Nîffele* statt Eifele (Infel). Das frickthal. *Pfäster* neben *Pfeister* des übrigen Kantons findet seinen Anhalt im benachbarten Basel-Land.

Appenzell hat die Eigentümlichkeit, dafs es *ans*, *ens* in einem oder zwei Beispielen in *au*, *ei* neben oder statt *ā* und *ē* ausweichen läfst. Fenster wird sogar in 3 Formen gehört: *Fēns'ter*, *Fēs'ter* und *Feis'ter*. Wenn *bräselc* = angebrannt riechen, wie aus Tobler zu schliefsen ist, einen andern Laut enthält, so ist von der Deutung auf brenn-s-elen abzusehen und vielmehr wie *häfig* unmittelbar an Häf anschliefst, zunächst ein Zeitwort (*brāselen*), abgeleitet von „brann" oder „Brand," vorauszusetzen. Jener Laut *ē* versieht übrigens noch andere Funktionen: aufser *ën* vertritt er auch echtes *ei* vor n (und vor l) z. B. *enn*, *ēni*, *ēs* = die 3 Geschlechter des Zahlwortes; ferner unsere unorganische Dehnung von ı, was sich leicht dadurch erklärt, dafs ı an und für sich den unreinen Laut ï trägt, d. h. in der Mitte zwischen i und e steht. So erwächst, was bei der früheren Aufzählung gespart wurde, die Form du *nēst* neben der volleren *nimmst* (in Bünden mit Erinnerung an das ursprüngliche m: *nünnst*) aus nimmst. Hinwieder entsteht Latitüde: *Bēseli* (Fahne vom Gänsekiel u. dgl.) kann eben so wohl aus Binsel als aus der Form *Bënsel* entsprungen sein. Aus *un*, *ün* wird, wie gesagt, im Allgemeinen ō, ȫ,[1] doch kommen auch vereinzelte ū und ǖ vor. Jene erstere Angabe ist dahin zu spezifizieren, dafs es im Kurzenberg nicht der reine Laut, sondern das nach *a* hinüberspielende ȯ̀, ȫ̀ ist.

Basel. Aus B.-Stadt entbehren wir leider direkter Angaben; so viel man aber der dortigen mundartlichen Litteratur absehen kann, scheint die städtische Bildung das fragliche Lautspiel gänzlich abgestreift zu haben[2] und sich der unveränderten Grundformen zu befleifsen. B.-Land zeigt, so viel sich aus schriftlichen Mittheilungen entnehmen läfst, die selbe Einfachheit und Regelmäfsigkeit in den durch Vokalisation des n entstandenen Lauten wie Solothurn und Zürich und lässt

1) Wenn aus lat. monstrum hier das *mōster*, *Gmös'ter* wird, so dürfen wir also eine Uebergangsstufe mit u annehmen, und die oben S. 35/36 aufgestellte Behauptung bleibt bestehen. — *Gspös't* (Gespenst) (Tobl. 213. b) neben dem regelrechten *Gspēs't* ist ein ganz meisterlosiger Seitensprung nach einer supponierten Grundform Gespünst.

2) Einst sprach man auch dort, wie bei den übrigen Alemannen. So z. B. Basel im 14. Jhdt. S. 63, 20 *zisen*. Zum J. 1560 verzeichnet D. Ryff „ein glast ahm himmel, dafs man gemeindt, es sye ein broust." „Ifsbruck." Ungefähr zu der selben Zeit schrieb der Basl. Carthäuser in seiner Chronik „vernufft" (Vernunft) u. dgl.

wie diese die Verbindung *nk* eher intakt. Eigentümlich ist einigen Bezirken die Aussprache „*æ*“ statt „*ei*“ aus „*en*, *än*“ z. B. *Pfäster, Chästerli.*

Aus dem **Bernbiet** wissen wir bereits, dafs die Simmenthaler Mundart ein ganz eigentümliches Verfahren beobachtet; von Diphthongisierung in keinem Falle eine Spur; überhaupt kann hier nicht die Rede sein von Vokalisierung des n in der Weise, wie sie bei den übrigen Alemannen sich vollzogen hat, sondern es begnügt sich der Simmenthaler damit, den vorausgehenden Vokal, der hierbei (vgl. Appenzell) ebenfalls als unreiner Laut zum Vorschein kommt, in der Weise der französisch sprechenden Grenznachbaren zu nasalieren; also *sa˜ft, Ga˜s, A˜che* (Anken); *sje˜ft* (sänftig), *Pfe˜ster; fe˜ster, fi˜ster* (finster), *Tre˜chle, sche˜che,* es *ste˜cht, stï˜cht* (stinkt); *Rǜ˜s* (Runse), *dǜ˜chel; fǜ˜f, wǜ˜se* (wünschen). Wenn ferner für *au* und *äu* sowohl im Simmenthal als im übrigen Oberland ō, ȫ eintreten, so beschlägt dieser Lautwechsel nicht blofs den durch Vokalisierung des n entstandenen Diphthong; gleichwohl dürfen wir Notiz davon nehmen, dafs auf diesem Wege Formen wie *Schwō* für Schwank, *Schwauch, Schwouch, chröhe* für ränken, d. i. den Rank (s. S. 23) gewinnen, entstehen. Aus denjenigen Kantonstheilen, welche sich dieser Verdichtung enthalten, mag bemerkt werden, dafs der aus *a* + *n* entstandene Diphthong akkurat so zugespitzt lautet wie der ursprüngliche Diphthong, nämlich *ou*, also nicht etwa, dafs die Erinnerung an den Ursprung des jüngern Doppellautes sich in der Aussprache auszuprägen vermöchte. Ebenfalls ist bereits oben der eigentümlichen Lage Erwähnung geschehen, in welcher sich das Unterland mit seiner Verschmelzung der zwei verschiedenen *ei* in eine und die selbe Aussprache befand, und dafs *än* (*en*) einen dem bernischen Organe sonst ganz antipathischen Diphthong getrieben hat, so dafs sich nun *treiche* (trinken) von *träiche* (tränken) deutlich unterscheidbar abhebt. Der Haslithaler dagegen meint mit *treiche* (éi) das selbe, was das emmenthal. *träiche* (s. o. S. 39); wir können uns das Verhältnifs veranschaulichen durch die Gleichung haslithal. ī : éi = emmenth. éi : äi. *Si* (die von einem ungeschickten Bewerber ins Wirthshaus geführten Mädchen) *trīchen de Wīn u lachen i ds Glas U teichen* (denken): *Ewettege* (welch ein) *Narr ist das!* Noch mag, obwohl es nicht unser Lautgesetz speziell betrifft, bemerkt sein, dafs das Oberland pflegt die *au* und *eu* zu *ǜ* und *ü̈* zu verdichten, indem nur der zweite Bestandtheil des Diphthongs übrig bleibt, in der Trübung desselben aber der erste die Spur seines vormaligen Daseins zurückgelassen hat. Diese Erinnerung ist nicht überflüssig, da man sich sonst durch ungeschickt geschriebene Mittheilungen leicht irre

führen läſst. Schlieſslich verdient Erwähnung, daſs Bern und Bünden der Boden sind, auf welchem die Vokalisation des n am ebenmäſsigsten durchgeführt ist, indem dort namentlich die von den anderen Mundarten mehr unangetastet gelassene Gruppe nk (nch) wohl ohne Ausnahme umgewandelt wird.

Freiburg Unterland und Oberland schlieſsen sich an die entsprechenden Theile des Nachbarkantons Bern an.

Glarus. Auch hier die Dehnungen ī, ū und ǖ in unreiner Färbung und in Folge davon Zusammentreffen von „*in*“ und „*en*“ in *ë* (*ï*). Nur das Pronomen „uns“ sondert sich nach Winteler ab, indem es reinen Vokal zeigt (*üs*) und denselben theilweise verkürzt (*üsere* neben *ǖsere*). Winteler, Ker. Mund. S. 123. 104. 120. Daſs die 2. Pers. Sg. des Zeitwortes können sich an die Umwandlung von u + n anschlieſst (du *chūst*), fällt nicht auf Rechnung von *n* vor Spirans, indem schon die erste Person den Vokal *a* preisgegeben hat nach der Analogie von *gū*, *lū* für mhd. gān, lān. Sonst wird *a* + *n* zu ā, z. B. *Hāf*, *g'rāftet*, doch vor *s* auf Kerenzen zu trübem *u* (*Tū/se*). Eine schwer erklärliche Einzelheit stellt der Ortsname *Wîchel* dar, indem einerseits die Versuchung, ihn aus Winkel zu deuten, so sehr nahe liegt, anderseits aber die Thatsache durchaus entgegensteht, daſs die Glarner Mundart die Verbindung nch (nk) gar nicht kennt, sondern durch Ausweichen in ngg die Vokalisation des n vor Guttural von vornherein abschneidet. Ob es ein rhäto-romanisches Erbstück ist?

In **Graubünden** gilt im Allgemeinen *ā*, *ei*; *ī*, *ū*, *ǖ*. In diese einfache Regel bringt das oben S. 62 erwähnte *Jäuse* einen unlöslichen Miſston. *Tause* dürfte aus der nördlichen Schweiz importiert sein; doch kommt vereinzelt auch die Form *Auche* (z. B. in Churwalden) für *Āche* vor. Räthselhaft ist noch die Aussprache *verdaucht* (s. oben S. 54) in Vals, da dort sonst *ā* gilt; doch ist die Etymologie dieses Wortes an und für sich nicht liquid. Um *en* (*än*) streiten sich *ē* und *ei*, und zwar scheint der etymologische Instinkt die Entscheidung zu bedingen; während *heichen* unmittelbar von „henken“ aus entsteht, basiert *Bēche* (Bänke) auf dem bereits entnasalierten Singular *Bāch*, *chrēche* auf dem Adjektiv *chrāch* (krank); freilich sprechen die Obersaxer auch *dēche* (denken), *in Dēch hä* (im Gedächtniſs behalten), als lägen Formen mit *ā* zu Grunde.

Luzern s. o. S. 205.

St. Gallen ist bekanntlich ein erst in der Neuzeit aus heterogenen Bestandtheilen zusammengekitteter Kanton,[1] weshalb hier am

1) Vgl. Dierauer, die Entstehung des Kantons St. Gallen. Neujahrsblatt der hist. Ges. d. Ktns. St. Gall. 1870.

allerwenigsten eine einheitliche Mundart gesucht werden darf. Uebrigens schliefsen sich die alte Landschaft und das Rheinthal in Betreff der unreinen Dehnungen von i, u, ü an Appenzell an; das Rheinthal aufserdem noch in der prononcierten Nasalierung, an welcher dann noch ferner die angrenzenden Bündner (sogen. Herrschaft) Theil nehmen. Amden, das noch viele Anklänge an das vor ihm liegende Glarus zeigt, hat die Eigentümlichkeit, dafs sein vokalisiertes „an" fast wie o lautet; um so weniger kann uns hier die Form du *chŏst* = kannst, befremden, deren Seitenstück uns schon in Glarus begegnet ist. Diese Verdumpfung tritt übrigens vor n überhaupt ein, gleichviel ob noch eine Spirans folge oder nicht, und bleibt auch, nachdem das n apokopiert worden ist.[1]

Schaffhausen (wie überhaupt der Nordosten der Schweiz) hat zwar die Diphthongisierung von ī, ū, ǖ im Auslaut mit wenigen Ausnahmen acceptiert; für die erst durch den Einflufs eines n entstandenen Längen dagegen hält es am einfachen Vokale fest. Für *an* verbleibt es ebenfalls bei einfachem ā. An Schaffhausen schliefst sich ein Theil des Kantons Zürich an. In Stein halten der politische Verband (mit Schaffhausen) und der geographische (mit Thurgau) einander die Wage. Innerhalb des Kantons selber bestehen Differenzen, indem z. B. Schleitheim nasaliert, die Stadt nicht. Die unreine Dehnung bin ich in den Stand gesetzt, wenigstens für — *üns* — zu behaupten, das zu jenem schon erwähnten ōä wird.

Schwyz wie überhaupt die drei Länder sammt Zug und Wallis verhält sich aufserordentlich einfach, koncinn und durchsichtig. Nur darf man sich für jene 3 Kantone, welche den Laut ü verbannt haben (Uri, Unterw. und W.), nicht durch die verschiedenen Formen, welche der Diphthong *au* namentlich in schriftlichen Mittheilungsversuchen annimmt, irren lassen: *ai, oi* und wie die Schreibungen alle sind, vertritt dort das gemeindeutsche *au*; gemeines *eu* aber lautet dort *ei*, so dafs der Vokal von „Bäum" (Bäume) und von „Bein" nicht unterschieden wird. In Wallis glaube ich zuverlässige Spuren zu haben, dafs aus *in* ein unreines *ï* erwächst, ähnlich wie in App. und Gl.

Solothurn zeigt durchweg den Diphthong mit Ausnahme der Worte *Uschlett* (Unschlitt) und *üs* (uns) — jenes ein Wort von dunkler Etymologie, dieses ein Pronomen.

1) So lautet in jener Mundart der Dativ (indem er nämlich die Präposition zu Hülfe nimmt) om Vatter, o-der Mueter; nach dieser Bemerkung ist nun auch der sonderbare Wechsel des Vokallautes in der Konjugation *I gö* (für *gän* d. i. gehe) du *gäst*, er *gät*, mer *gond* u. s. w. nicht mehr befremdlich.

Thurgau verhält sich wie Schaffh., nur dafs die eine Hälfte des Kantons *an* nach zürcherischer Weise in *au* umwandelt.

Die Mundart dieses letzteren Kantons, deren hauptsächlicher Vorzug in Regelmäfsigkeit und Durchsichtigkeit der Lautverhältnisse und engem Anschlufs an die mhd. Tradition besteht, bleibt auch auf dem hier behandelten Gebiete dem Charakter der Einfachheit und Gesetzmäfsigkeit treu; nur läfst sie die Verbindung *nk* eher intakt; alle betreffenden Vokale diphthongisiert sie.

Was die konsequente Durchführung unseres Lautgesetzes betrifft, so lassen sich zwei mundartliche Gruppen einander gegenüber stellen mit Beziehung auf die Spirans ch. Während Bern, Freiburg und Wallis, die sogen. burgundisch-alemannischen Kantone, sammt dem von ihnen sprachlich beeinflufsten Bünden jede Gelegenheit eifrig benutzen, um n vor ch zu vokalisieren, verhalten sich die übrigen Kantone augenfällig ziemlich kühl in diesem Punkte, abgesehen davon, dafs es Mundarten giebt, für welche eine Lautverbindung nch nur gar nicht existiert.

Die genauere Erwägung der Lautverhältnisse in den einzelnen Mundarten mag manchem Einwande gegen die Folgerichtigkeit des hier besprochenen Lautgesetzes die Spitze gebrochen haben. Dennoch will ich bekennen, dass einige Fälle übrig bleiben, welche eine Bresche in diese Gesetzmäfsigkeit zu machen scheinen. Es giebt im Bernbiet einen Ort Amsoldingen, älter und richtiger Ansoltingen (Gatschet I, 97), d. i. Niederlassung des Answalt oder Oswald. Obwohl nun dort der Ansbaum mit regelrechter Vokalwandlung Ausbaum lautet, spricht man für den Ortsnamen Asoldinge.[1] Woher die Abweichung in diesem einzelnen Fall? Daher, dafs dem Sprachgefühle des Volkes die Struktur des Wortes abhanden gekommen; es verbindet offenbar die Laute ans- nicht mehr unmittelbar mit einander; es denkt sich das *an* vielleicht als Präposition. — Und eben dieser Mannesname Answalt! Wie kommen wir dazu, denselben in *Ōsi*, *Ōsi*, *Ōsli*, *Ōsli* umzutaufen, da doch das Grundwort noch nicht unter uns erstorben ist? Aber erstorben ist das Bewufstsein von einem Zusammenhang zwischen Ans (= der Balke) und dem Eigennamen; und diesen haben wir nur gar nicht auf unserem Eigenen gezogen, sondern mit dem übrigen Deutschland fertig in der Form Oswald von den Sachsen angenommen.[2]

1) Also gerade in der altertümlichen Form wie Asolvingas (bei Neugart 791), dem ältesten Belege zu unserem alemannischen Lautgesetze, welches Weinhold zu entdecken vermochte.

2) Doch im Egerland haben sie selbständig gebildet Auschl, Deutschl.

Das deutsche Pinsel haben wir Alemannen in der Form *Bënsel* (u. s. w.), welches Beisel (aber Nichts andres) werden könnte. Nun zweifle ich nicht, dafs das wallisische *Bīsel*, obwohl es eine Bürste aus Heidekraut bedeutet, das selbe Wort sei. Ich habe aber Spuren, dafs auch die Form Binsel schweizerisch sei, obwohl seltener. — Das selbe Wort vexiert uns noch einmal am anderen Ende unseres Landes: in Appenzell versteht man unter *Pösil, Bösel* die Fahne einer Kielfeder und die Wollgarnquaste der durchs Rohr geblasenen Nadel, aber auch, wie in St. Gallen, „Pinsel." Nun sollte man in jener Gegend „Bēsel" erwarten; das *ö* erklärt sich aber durch Annahme einer in der Wirklichkeit gar nicht seltenen Vertauschung von i mit ü.

Im Zürichbiet und Aargau lautet es nicht *tréifse*, sondern *tröifse*, und auch das Schaffhaus. *tröfse, tröˇfse* kann nicht unmittelbar aus trinsen erwachsen sein. Die gleiche Schwierigkeit wiederholt sich bei dem Personalpronomen *üs, īs, īsch, ös, öis*, und dessen Ableitungen. Auch diese Formen können unmöglich auf „uns" beruhen, sondern es ist „üns" als Grundform anzusetzen, zu welcher auch die Enklitika *-is* sich leichter fügt. Wirklich ist im Volksmunde die Verbreitung der umgelauteten Form viel gröfser als die Schriftsprache, welche rücksichtslos über dieselbe wegschreitet, ahnen läfst. Im Gegensatz zu ihrer Tochter, dem Nhd., liefs die mhd. Litteratur die Abweichung, welche da und dort Gültigkeit hatte, wenigstens durchblicken, zumeist in alemannischen Schriften (Hadloub u. A.); denn bei den Alemannen ist, vielleicht mit einziger Ausnahme von Basel, der Stadt, und ehemals gewifs auch hier, die umgelautete Form üns, enklitisch *is*, zur ausschliefslichen Herrschaft gekommen. Es ist bezeichnend für diesen Sachverhalt, dafs im ältesten deutschen Passionsspiel in Muri aus dem Anfang des 13. Jhdts. „üns" steht, und dafs die anderen Schreiber „uns" dafür setzten. Ebenso in der vom 14. Jhdt. datierenden alemannischen Nibelungenhandschrift, welche zu Basel liegt, um ihre Hüter Lügen zu strafen.[1] Es ist aber „üns" deshalb doch nicht ein alemannisches Specifikum: es existiert vielmehr auch anderwärts in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland, bayrisch östlich des Lech, in den VII Comuni, in Kärnten, Schwaben, Schlesien, Helgoland u. s. w. Es ist aber auch gerade so gut und so schlecht berechtigt zu existieren als sein höfischer Bruder. Auch so schlecht, denn die Schriftsprache sowohl als der entgegenstehende Volksmund machen sich des nämlichen Versehens schuldig, dafs sie nur die eine Form anerkennen, um ihr

1) Freilich fällt niemandem bei uns ein, anders als „Unservater" auszusprechen; doch der Grund zu dieser Ausnahmsstellung liegt auf der Hand.

die Funktion des Dativs sowohl als des Akkusativs zu übertragen; „uns“ ist ursprünglich bloſs das Erstere, während „üns“ durch den Umlaut seinen Ursprung aus unsih, dem alten Akkusativ, verräth.

Nicht auf solch organischem Fundamente nun aber ruht das zuerst erwähnte *trünsen*. In diesem ist ü eine bloſs phonetische Spielart für i; ein Vorgang, welcher durch gewisse konsonantische Umgebung hervorgerufen wird und in unzähligen Beispielen vorliegt, bekanntlich sogar in die gebildete Sprache sich eingeschmuggelt hat. In trinsen ist es sowohl r als n + Konsonant, welche den dumpferen Laut in das i zu legen angethan sind.[1]

An der Grenze des Berner Oberlandes wird das oben (S. 31) erwähnte *es dûcht* = dünkt, nur noch im Munde älterer Leute gehört und macht einer moderneren Form *düecht* Platz; diese gilt hinwieder in den äuſseren Kantonen für altväterisch und wird immer mehr durch die Grundform *dunkt* ersetzt. Sollte nun *düecht* und, wie es in gewissen Gegenden auch lautet, *duecht* ebenfalls durch Vokalisation des Nasals entstanden sein? Es wäre dies ein Uebergang ohne alle Analogie, wie sehr man auch geneigt sein möchte, in der diphthongischen Gestaltung eine Spur eben des Nasals zu suchen. Die diphthongische Form kommt in alemannischen Schriften schon früher vor: Zwingli, eine Nibelungenhandschrift und noch ältere Urkunden haben das Präter. duohte, duocht, das dann bleibt bis auf Frisius, Stumpf u. A. Könnte man nun den Diphthong an dieser Stelle durch Ablautung erklären, so hätte es keine Schwierigkeit (namentlich nicht für unser Wort, das sich so vielen Künsteleien unterziehen muſste), eine Rückübertragung des so gewonnenen ue in den Präsensstamm anzunehmen. Aber der Knoten läſst sich auch auf diese Weise nicht lösen. Weder Weinhold noch das Deutsche Wörterb. werden damit fertig. Und doch läſst sich das Räthsel aufklären von der Mundart aus. Hier fehlt es nämlich nicht an unzweifelhaften Beispielen, daſs gedehntes u, ü und i vor der gutturalen Spirans sich diphthongisch umgestalten zu ue, üe, ie: *füecht* aus mhd. viuhte, ahd. vûhti, *Wienecht* aus Wîhnacht, *liecht* = leicht, mhd. lîht, vermengt mit *Liecht* = Licht, *Diechsel* für Dîchsel, nhd. Deichsel, und gewiſs auch *Lattuech* in Wall. und Bd. = Eidechse; mag man dieses Wort etymologisch deuten, wie man will,[2] so viel

1) Vgl. *Brülle*, *Rüffel* = Tadel, *Chrüpf; Chünni* (Kinn); *rünnen*, *brünnen*.

2) Oken hat genial Landunke darin erkannt, also Assimilation des ersteren n an die Muta (d) angenommen, welch letztere an und für sich schon hinter l und n in den Gebirgsmundarten sich zu verhärten pflegt. Sonst ist für Wallis der umgekehrte Vorgang, nämlich die Verwandlung von nd in nn charakteristisch. Wer sich an dieser Assimilation stöſst, mag für den ersten Theil des Compositums das Wort

bleibt unzweifelhaft, dafs der 2. Theil desselben das Wort *Ūche* d. i. Unke, und dafs es ein blofses Spiel des Zufalles ist, dafs es ein gleichlautendes Wort im Mhd. giebt, welches zu unserem in gar keiner Beziehung steht. Uebrigens kommt uns auch jenes mhd. lattuoch als Nbf. von latuch, latech, das lat. lactūca, Lattich, ganz gelegen in den Wurf als ein Beleg mehr für den unorganischen Diphthong vor ch. Damit ist die Berechtigung des Diphthongs auch im Präsens (duecht), wo er z. B. schon bei Boner und in den von Mone (II, 185 ff.) mitgetheilten Passionsspiele Vers 1181 vorkommt, auf die gleiche Stufe gestellt mit derjenigen des Präteritums.

Das Thurgauer und z. Th. zürcher. *schwæ-e* (æ wie im frz. fête) = ein Tuch flattern machen, ist augenscheinlich identisch mit schwenken. Aber woher dieser ungewohnte, aller Regel spottende Laut? Derselbe wird uns klar und verständlich, sobald wir die übrigen, ebenfalls im Zürichbiet vorkommenden Formen herbeiziehen, welche die Zwischenstufen bilden und den Uebergang aufs Schönste vermitteln. Die nach zürcherischem Lautgesetze regelrechte Sekundärform wäre schwèiche s. ob. S. 65; durch Verflüchtigung der Spirans (ein Vorgang, der zu alltäglich ist, um der Belege zu bedürfen) ist *schwèihe*, *schwèi-e* entstanden, und indem ein neuer Silbentrenner statt des verscherzten aus dem i-Vokale sich herausbildete, *schwǟ-je* [1] und mit nochmaliger Beiseitesetzung der Hiatusscheu eben jenes *schwæ-e*, welches sich zu seiner vorangegangenen Form verhält wie mæ-e, sæ-e, dræ-e u. dgl. zu mäje. Die Besonderheit dieses Falles ist also geschaffen durch die in solcher Verbindung ungewohnte Vernichtung des Gutturals.

Es wurde oben S. 36 die Frage offen gelassen, ob das *Gspusi* von dieser Abhandlung beschlagen werde. Das Wort tritt noch in folgenden Formen und Bedeutungen auf: die *Spûse, Gspûse, Gspûs, Spusle* = Braut; Nebenbraut, Begleiterin der eigentlichen Braut an der Hochzeit; geistliche Braut oder Schwester bei einer Primiz; übergetragen und zum Theil mit Verallgemeinerung des Begriffes = zimperliche Person; luzernerisch: die *Gspuse, Gspusle* = locker gekleidete Weibsperson. Bei Hebel: ein altmodisches *Gspusi* = eine altfränkisch, gleichsam wie in althergebrachter Hochzeitstracht gekleidete Person; bei Schmeller: das Mädchen überhaupt; dazu das Maskul. *Spüslig, Gspüslig* und das Verbum *anspüslen* = zärtlich anreden; Jemanden zu Etwas

Latte (eigentlich das Gewachsene, Hervorgesprossene) für die langgestreckte Unke gegenüber der schwanzlosen, rundlichen erwägen.

1) In Luzerner Mundart, wo die Verflüchtigung des *ch* an der Tagesordnung ist (*reije* für reichen u. dgl.) kommt *scheije* für schæche (scheel blicken) vor.

ermuntern.[1] Gewiſs gehört hieher auch trotz der abstehenden Quantität des Vokals der *Spusibueb,* spottende Bezeichnung eines Burschen, welcher sich gerne bei Mädchen aufhält; und möglicherweise auch der *Gs'pusi* = nicht ganz gescheider Mann. Nun ist an der ganzen Sippe auffallend, daſs kein einziges Mal der Diphthong (au) auftritt,[2] im Gegentheil sogar Verkürzung Platz gegriffen hat. Wir gehen daher kaum fehl, wenn wir annehmen, es sei neben der mit sammt Nasal und undeutschem Vokal unmittelbar aus dem Latein in die ältere Literatursprache und aus dieser hin und wieder in den Volksmund übergegangenen Form Gespons u. s. w. die eigentlich volkstümliche Gestalt aus dem einen oder andern Zweige des uns nachbarlich berührenden neuern Romanisch geschöpft worden, so daſs das n von vornherein bei Seite blieb.

Das bündnerische Particip *g'schächt* zu „schenken" neben und scheinbar für regelrechteres *g'scheicht* beruht auf „geschankt," einer Form mit sogenanntem Rückumlaut, welcher in Walliser- und Walser-Mundart üppig vegetiert.

Es erübrigt noch ein Fall, welchen uns Stalder in seinem hinterlassenen Manuskripte vorlegt: „die *Rose* = Bergschlipf, welcher den Bächen ungeheure Geschiebmassen liefert. (Glar.)" Wem fällt dazu nicht die „Runse" ein? Wir wissen nun aber, daſs im Munde des Glarners aus *un* nicht ein reines, sondern ein nach o hinüberspielendes ū wird. In der obigen Aufzeichnung erkennen wir einen Stalder'schen Korrespondenten von feinem Ohr, der sich aber in der Verlegenheit befand, sich mit der gewöhnlichen Schrift zu behelfen und damit zu begnügen, anzudeuten, daſs der betreffende Laut kein rechtes ū sei.[3]

Nicht ganz so läſst sich mit dem st. gallischen *Handröſsli* (der in der Stube prangende, mit einem Hahn versehene Wasserbehälter aus Kupfer oder Zinn, unter welchem die Hände gewaschen werden können; anderwärts *Gieſsfaſs,* oder das *Handgieſsi* genannt; ein für den Reinlichkeitssinn unserer Vorältern trefflich zeugendes Geräthe) ins Klare kommen. Wohl mag das ö resp. o im Gegensatz zu dem Vokale des hier ebenfalls zu Grund liegenden Runs, was die Tonfarbe betrifft, auf die gleiche Weise erklärt werden. Fertig aber werden wir mit dem Worte doch erst, wenn wir annehmen, die Fühlung mit dem

1) Bayr. spönselen = den Galan machen.

2) Nur in Montavon Spausa, Späuslig; allein ich weiſs zu wenig von den dortigen Lautverhältnissen im Allgemeinen, um diese Entdeckung verwerthen zu dürfeu.

3) Es war der verdiente Pfarrer J. M. Schuler auf Kerenzen, welcher die Beiträge aus Glarus lieferte.

Etymon sei aufgegeben worden, und es habe die Sprache — ein Spiel, welches sie ja sehr liebt und unter allen Himmelsstrichen in Hunderten von Beispielen getrieben hat — geradezu den Sprung auf ein total fremdes, aber durch ähnlichen Klang lockendes Wort hinübergethan. Ein ähnlicher Fall liegt in dem oben S. 339 erwähnten *Jeufs* vor, für welches zu erwarten stand Jeifs. Ich glaube behaupten zu dürfen, dafs wenigstens die ältere Generation in der betreffenden Gegend auch wirklich so spreche. Da dort ehedem i für ü, ei für eu galt, so erklärt sich Jeufs als eine (allerdings verfehlte) Correktur, welche die Schriftsprache an der provinciellen Mundart vornahm. Unerklärt mufs ich die oben S. 339 f. 344 signalisierten Ausweichungen *Jäuse, Trēchle* lassen, an welch letztere sich ebenfalls aus dem Aargau noch anschliefst *Fēch* für Fench, panicum, welche Form zwar nicht an und für sich, sondern wegen ihrer Vereinzelung auffällt.

Damit wären die mir bekannten Fälle, welche die Concinnität unseres Lautgesetzes gefährden zu können schienen, abgehandelt und, glaube ich, mit den wenigen genannten Ausnahmen zur Ruhe gewiesen. Benützen wir die gewonnene Sicherheit des Standpunktes um die letzte genauere Fixierung seines Umfanges zu vollziehen.

Das bisher aufgestellte und in zahlreichen Beispielen erhärtete Gesetz lautete, dafs Nasal vor Spirans mehr und weniger spurlos verschwinde, oder, um mich für diese Spezialität eines besonderen Ausdrucks zu bedienen, sich vokalisiere. Ich mufs nun hier einmal, obwohl der Sachverhalt schon wiederholt angedeutet wurde, um allfälligen Einwendungen von Kundigen zu begegnen, die Erläuterung formulieren, dafs die Gültigkeit der Vokalisation des Nasals ihre Schranke findet theils an dem Geschmacke und der freien Wahl des Individuums, theils an mundartlicher Sitte. Für einzelne Wörter oder für ganze Kategorien herrscht in den einzelnen Gegenden die Liebhaberei für oder die Abneigung gegen die Auflösung des Nasals vor. Vgl. oben S. 348. 349. Die vokalisierte Form von *dings* ist aufserhalb des Aargaues und des Zürichbietes nicht bekannt; hinwieder bedient sich keine schweizerische Mundart der Grundform G'lenk; Bündner Mundart geht nicht über die Formen *uns, ünsch* [uns] hinaus; *erchünkerle* = durch fleifsiges Nachsinnen Etwas in bessern Stand bringen (vgl. oben S. 30 Anm. 1 ankunklen), kenne ich blofs in dieser vollen Form; u. dgl. m. Und hinwieder innerhalb des allgemeinen Brauches besteht wenigstens bei der Mehrzahl der Wörter Latitüde für die Bildungsstufe, die Willkür und Laune des Sprechenden. Wie geographische, so lassen sich gewifs auch zeitliche Differenzen und Schwankungen voraussetzen. So weit nun meine geringe Kenntnifs der Litteratur reicht, hat sich mir durch die Ver-

gleichung verschiedener Zeitabschnitte das Resultat ergeben, dafs im 18. und 17. Jahrhundert diese Erscheinung am Kräftigsten blühte und unseren Leuten am Intensivsten in Fleisch und Blut übergegangen war, so dafs sie selbst, wenn sie zur Feder griffen, von den ursprünglichen und allgemeinen deutschen Formen in manchen Fällen keine Ahnung mehr zu haben schienen. Mehr Material zur Lösung dieser Frage werde ich weiter unten Gelegenheit haben beizubringen. Erst die Neuzeit mit ihrer gesteigerten Schulweisheit verhalf der Korrektheit wieder auf die Beine, knickt zugleich aber die Mundart, so dafs gegenwärtig die sog. Gebildeten anfangen sich der vokalisierten Formen zu entäufsern. Neumünster, der Name einer Kirche neueren Datums bei Zürich, ist ein sprechender Beleg hiezu: während man am gleichen Orte noch häufig die Aussprache *Frau-*, *Grofsmöister* und *Nümärt* [Neumarkt] vernehmen kann, verräth *Neumünster*, dafs Wort und Sache in einer Zeit entstanden, da unser Lautgesetz im Rückgang begriffen war. Wenn aber gewisse Wörter oder Kategorien konstant die Vokalisierung des Nasals von sich fern halten, so deutet das auf ein Verhältnifs, welches nicht unter die oben gemachte Beobachtung fällt. So ist es ein gewisses s, welches niemals das vorangehende n affiziert; ich meine das Flexions-s, welches zur Bildung des Genetivs[1] und zur Bildung des adjektivischen Neutrums dient, und das st, welches den Superlativ darstellt,[2] mit einem Worte, das s und st der Deklination. Dafs das st der Conjugation solcher Ausnahmsbehandlung nicht theilhaft ist, haben wir von den Zeitwörtern kannst, kommst und nimmst erfahren. Im Gegensatz zu den Verbalformen darf es niemals anders lauten als *mîs, (dîs, sîs) Vatter's Brüeder; fîns, fîs Tuech;* vom *fînste Züg; mîs Chind.* n bleibt unberührt auch in dem Neutrum des Personalpronomens *ins* (es). In der Verbindung *i's* (= in das, in des . . .) ist n apokopiert, nicht vokalisiert.[3] Hier mufs ich vor einem Irrtum warnen. Ein solcher wäre es, wenn man die Formen *es chleis Silli* (kleines Bübchen), *ds chleiste Chind* als Ausnahme

1) *Dings* (s. oben S. 203), ursprünglich allerdings auch ein Genetiv, aber adverbial verwendet und daher versteinert, wird nicht mehr als solcher gefühlt.

2) Es ist daher, wenn „Der Wächter in der Neujahrsnacht" dichtet: *bis dafs i eist au a mym Örtli bi"* das Adverb als eine falsche Veralemannisierung eines hochdeutschen Wortes, welches dem Rhythmus zu lieb statt des echten *einist* gewählt worden war, zu taxieren.

3) Wörter, deren Stammvokal ein Diphthong ist, fallen natürlich nur gar nicht in Erwägung. So das Zahlwort *einen, eini, eis; ekeinen, ekeini, ekeis;* das Pronomen *äinen, äini, äis* = jener, sammt dem damit zusammengesetzten *deinen, deini, deis.*

von dieser Beschränkung auffassen wollte. Diese Formen gehen nämlich keineswegs auf *chlîn* zurück, sondern auf eine Grundform (Maskulinum) *chlei*, das nhd. klein, welches in der Schweiz sich mit jener um die Herrschaft streitet, doch immer mehr unterliegt.

Die Nachbarschaft von n und s bleibt ebenfalls ohne Effekt auf den Vokal in *mînse* = Etwas als mein Eigentum erklären. Ein solcher Fall steht freilich mit anderen, wo mit dem wortbildenden s wie mit stammhaftem verfahren wurde, in Widerspruch; die Verbindung ist wohl nur dann eine lockere, wirkungslose, wenn die Ableitung klar auf der Hand liegt, nicht der Schulkunst bedarf, um als solche erkannt zu werden.

Wenn also das durch Flexion an den Nasal anstofsende s keine genügend intime Verbindung mit demselben eingeht um eine neue Form zu erzeugen, so läfst auch das erst in später Sprachperiode sich einschiebende n den Sibilanten kalt und bleibt unangetastet. Es ist dies der Fall bei dem Adverb *sunst*, das neben *sust* nicht etwa die Grundform repräsentiert, sondern diesem an Ursprünglichkeit nachsteht, sowie auch dieses schon nur eine sekundäre Bildung aus *sus* ist. Uebrigens ist *sunst* nicht einmal volkstümlich, sondern dem Bücherdeutsch abgesehen.

Wir sind hier auf eine Spracherscheinung gestofsen, bei welcher wir einen Augenblick Halt machen müssen, einmal, weil sie sich mit der in diesem Aufsatze behandelten kreuzt und darum angethan ist, in den Augen einer oberflächlichen Betrachtung Ausnahmsfälle und Widersprüche auf das letztere abzuladen, sodann, weil sie uns zur physiologischen Erklärung der Vokalisierung des *n* und der damit verbundenen Lautvorgänge zu Statten kommen wird. Natürlich dürfen wir uns hier nicht mit der Erscheinung im Ganzen beschäftigen, wie lockend dies auch wäre.[1] Es ist aus den verschiedenen indogermanischen Sprachen in zahllosen Fällen das Aufsteigen eines unorganischen Nasals im Stamme nachgewiesen. Diese Neigung war besonders stark ausgeprägt in den germanischen Dialekten. Hier einige Beispiele zur Erläuterung. Vgl. 1) trampeln: Treppe. Samstag, sambaztag: *σαββατον*. Lampe, (Hase): frz. lapin. 2) Stand: Gestad. Sundgau: Süd. Leinwand: lîn-

1) Sie hat übrigens die verdiente Aufmerksamkeit und liebevolles Eingehen gefunden in der fleifsigen Monographie unseres Antipoden, Dr. Rudolphi, Über die Erweiterung der Wurzelsilbe deutscher Wörter durch die Nasale m und n. Erfurt 1864. — Es handeln von derselben aufser Joh. Schmidt a. a. O. auch Weinhold, Al. Gramm. § 167 S. 130. § 201 S. 169 f., (wo aber ganz verschiedene Erscheinungen zusammengefafst werden). Birlinger, Alem. Spr. S. 105. 106. Schmeller, Mund. § 554. Deutsch. Wtb. 5, 651. Lexer, Kärnth. ld. XIII.

wât schweiz. *Lîbet.* 3) Angel: lat. acus, frz. aiguille. Stange: stechen. blank, blinken: bleich, blicken. Die Mundarten haben viele solche Bildungen geschaffen, welche von der Literatursprache abgelehnt wurden,[1] auch tritt in einer gewissen Sprachperiode die besprochene Neigung[2] als Sucht auf, welche aber glücklicherweise wieder überwunden ist; ich erinnere nur an sünfzen, ānser (Speisetasche), Senkel, Funst, künsch, ich miens (Th. Platter) und das noch unlängst spukende genung für seüfzen, Aser, lat. secale, Faust, keusch, müsse, genug. Vielleicht ist die letztere Klasse nasaler Bildungen nicht nur zeitlich, sondern anch nach ihrer Bedeutung von den älteren geschieden, indem diese jüngeren Nasalverstärkungen wahrscheinlich erst durch den in vorliegendem Aufsatze behandelten Vorgang ins Leben gerufen wurden und bloſs als falsch gegriffene Rekonstruktionsversuche zu taxieren sind.

Jedenfalls scheiden sich die beiden Klassen in der Wirkung von einander, indem der Nasal, je älter und eingefleischter seine Einschiebung ist, desto eher als stammhaft aufgefaſst wurde und gerade wie organisches *n* vokalisiert werden konnte. Man erinnere sich an das oben S. 352 besprochene Unke, welches zu gr. ἔχις steht. Es gibt ferner ein ziemlich verbreitetes Zeitwort *muschen*, *muschlen* im Sinne von murmeln, maulen u. dgl. (s. Zeitschr. III, 300); dazu der *Muschi* = mürrischer Mensch, *muschlig* = schmollend, übelgelaunt; *Muschi* = üble Laune. So weit Angaben über die Aussprache erhältlich waren, lauten sie mit einer einzigen Ausnahme auf kurzen Vokal und in gewissen Mundarten auf geschärftes sch, so daſs möglicherweise ein Konsonant, der Schluſs des Wurzelwortes, in der Assimilation an ableitendes sch untergegangen ist. Nur konnte es jedenfalls nicht ein Nasal sein, welcher Dehnung und in dem angedeuteten Sprachbezirke einen Diphthong hätte erzeugen müssen. Wohl aber wurde in Urner Mundart n hinterher unorganisch eingeschoben: die *Munsche* = Sauertöpfigkeit, und dafür nun bietet das Luzerner Idiotikon (Ineichen) die Form *Mausche.* Für das Adjektiv, im Sinne von vollbackig, bestehen neben einander die Formen *muschig, g'muschet, g'muschig, g'muschelig* und *munschelig, g'munschelig, g'munschet,* sowie *mutschig.* Auch *Trunschle* ist erst aus *Truschle, trushle* (fette, gutmüthige Weibsperson) entstanden.

Doch sei diese Zusammenstellung richtig oder nicht, ein unanfechtbares Beispiel gewährt die appenzellisch-st. gallische Form *lēs* für *līs,* leise. Es können nämlich diese beiden Formen einander unmög-

1) Es gibt Mundarten, welche in gewissen Stellungen durchweg nasalieren.

2) Ign. Peters redet eben so zutreffend als humoristisch vom „Pfnüsel" der Wörter.

lich decken, denn gemein germanisches ī lautet rein auch in Appenzeller Mundart. Wohl aber trifft jenes ē zu, sobald wir eine Grundform lins ansetzen, gerade wie angels. nōsu durchaus nur durch die Voraussetzung einer Weiterbildung nansu für nasu sich begreifen läſst. Wie app. *fēs'ter:* finster, so *lēs:* lins. Diese letztere Nebenform taucht in alemannischen Quellen[1] schon frühe auf, und wir können darum an diesem Wörtchen die verschiedenen Phasen der Entwicklung, soweit dergleichen überhaupt zur graphischen Darstellung zu kommen pflegt, deutlich verfolgen: mhd. lîse und daneben lins, dann lîns, ält. nhd. leins. Fries und Maaler, welche bekanntlich sich zwar der hochdeutschen Schreibart beflissen, aber unbewuſst mit dem einen Fuſse doch immer in ihrer heimatlichen Mundart gefangen blieben, gewähren diesem kleinen Proteus alle Gestalten: lyſs, leyſs neben lins, linſs, leynſs. Nur ist nach meiner Ansicht die letztere Form nicht als Verhochdeutschung aus linſs herzuleiten, da die Alemannen in diesem Worte nicht über den kurzen Vokal hinaus kamen, sondern unsere Züricher Lexicographen schoben der nhd. Form mit Diphthong (leis) das n ein, welches ihnen in ihrer Haussprache geläufig war. Ich denke mir die Reihenfolge für diese Herren so: linſs und lîſs (wie Zins und Zîs), verhochdeutscht leiſs und leinſs. Dafür daſs die Einschiebung des n im alten Thurgau (zu welchem Zürich auch gehörte) die gäng' und gäbe Form des Wortes war, liegt wohl ein Fingerzeig auch in der jetzigen Aussprache mit geschärftem s (*lîſs*), welche am Bodensee zu hören ist, ein klarer Beweis aber in der Form *léis* (aus der Umgebung von Winterthur), deren Diphthong natürlich nur aus „in" entspringen konnte. Und daſs dieses n so sehr eingefleischt ist, um wie organisches n behandelt zu werden, rührt doch wohl von der so frühe schon, man möchte sagen von je her, geübten Einschiebung her. In der Mundart schwirren viele solche Bildungen, für die es Noth thut zu konstatieren, daſs ihr *n* nicht aufgelöst wurde, und daſs die daneben bestehende Form ohne Nasal die ältere und echte ist. Damit ist genugsam erklärt, warum der Vokal in den beiden Nebenformen der selbe ist und das Farbenspiel, welches wir im Gefolge der vokalisierten *n* kennen lernten, hier vergeblich gesucht wird. Dgl. sind: *chlenka* in App. und Bünden = klecken.

1) Vielleicht in Folge von etymologisierender Anlehnung an „lind," mit welchem es sich begrifflich berührt. Fries-Maaler haben „linſs gon, Wie ein Dieb. — Leinſs, lenis, sanfft zegreiffen und anzerüeren. — Mitis, milt, güetig, lins, sanfftmüetig. — Sententiæ molles, lugg oder zelinſs meinungen, die nit streng genuog sind. — Linſs, sittlich (d. i. sittig), nider, submisse, lente." — Wirklich wuſste Frisch I, 616, a diese Formen nirgends besser als unter dem Artikel lind unterzubringen.

Chrenza in App. und St. Gall. neben *Chræza* (Rückentragkorb). *Chüentschi* neben *Chüetschi* (Herbstzeitlose). Der *Böngga*, app., neben *Bögga* (Etwas Garstiges). *bunsen* in Macugnaga = küssen, beruht auf dem im Deutsch. Wtb. 2, 556 und 570 aufgeführten bus, bussen. *Sprünzilkerna* appenz. = was anderwärts *Sprützerchernli*, Kern im Obst. *Stinzli* in St. G. neben *Stīzli* (Kanne). *Tanche* simmenth. = *Tāche* (Docht), ein höchst merkwürdiger Fall, wenn man annehmen dürfte, dafs jene Form sich aus germanischer Urzeit fortgepflanzt hätte, einer Zeit, welche vor ahd. dāha und selbst goth. thāho lag, deren Vokallänge eben temporäre Einschiebung des Nasals voraussetzt (Schmidt a. a. O. 4, 52). *tēnggle* (St. Gall.) = *tēggle*, *tæggle* (unnütze Spielerei treiben). Die *Trünfse*, simmenth., (Schweinsrüssel) gehört zu der, die Drüssel (s. Deutsch. Wb.). *Zinstag* in älteren Schriften und noch in Chur für gemein alemann. *Zīstig* d. i. Ziwes Tag. Wollten wir über die Grenzen der Schweiz hinaus greifen, so würden namentlich der schwäbische und der bair.-österr. Dialekt eine grofse Zahl von Beispielen zu einem Sprachtriebe darbieten, welcher sich bei uns fast nur in der nordöstlichen und der südwestlichen Ecke des Landes äufsert.[1]

Ebensowenig als in *mîs* u. dgl. von Vokalisation die Rede ist, kommt die adjektivische Ableitung *-în*, jetzt *-ĭn*, *-ĭ* z. B. *hölzi*, in Betracht. Ja die selbe Ursache, welche den Vokal hat zur Kürze herabsinken lassen, enthebt diesen Fall in vermehrtem Grade dem Einflusse unseres Lautgesetzes. Unter allen gültigen Beispielen ist es immer nur die Stammsilbe, auf welche dasselbe Anwendung fand. Freilich nennt Maaler die Sense bald nach der gemeinhin bei uns gültigen Form *Sägisen* (*Sägessen*), bald nach dem Beispiel seines Vorgängers Fries die *Sägeysen*. Aber obwohl die Grundform die Verbindung ns aufweist (segens, z. B. im Hofrecht Albisrieden; und so noch bayr. und blofs mit Verrückung des Nasals, auch kärnthisch Sengase), ist das -ey- nur die Folge der halbwegs durchgeführten Umdeutung. In den ndd. For-

1) Es gehören zwei Wörter hieher, welche einer kurzen Erläuterung bedürfen. Statt „tauchen" bedienen wir Schweizer uns des Ausdruckes *tunke*, *tünkle*. Nach dem bisher Vorgetragenen wird Jedermann geneigt sein, beide Wörter zu identificieren, und zwar bietet scheinbar die alemannische Mundart hier einmal die relative Grundform. Das Letztere ist jedoch nicht der Fall; vielmehr beruht das nhd. Wort auf der Präteritumsform touch des mhd. tûchen. Welches aber das Anciennitäts-Verhältnifs sei zwischen tunken und tûchen, ist schwer zu entscheiden. — Für gewönhliches zeisen (Wolle verzupfen) hat der Simmenthaler eine nasalierte Form *zä˜se*. Die letztere ist nicht die Grundform zu der ersteren, sondern beruht umgekehrt auf einer unstatthaften Rekonstruktion aus dieser, wobei allerdings der Sprachinstinkt mit anerkennenswerther Sicherheit das gesetzmäfsige Vokalverhältnifs erstellt hat.

men Seifse u. s. w. aber ist der Diphthong auf rein mechanischem Wege durch Zusammenrückung zweier Vokale nach Ausstofsung des g geworden. Gerade wie mit Segense verhält es sich mit Wegense, *Wegise* alt waganso, wagense (Pflugschaar), das ebenfalls in Wegeisen umgedeutet sich findet; und ähnlich mit *Alesse*, altd. alansa (Schusterahle), und mit der genetivischen Adverbialendung z. B. in *vergëbifs, z'vergëbisse; verbergifs, verbergeze mache* = verbergens spielen; und mit dem Genetiv überhaupt z. B. *vil Weses mache.* Und so verhält es sich auch mit der Vortonsilbe; s. Wackernagel, Umdeutschung S. 27 (resp. 24). Unsere Aussprache *Chostez* für Konstanz gehört in diese Rubrik, denn der Accent hat sich erst hinterher auf die erste Silbe geschoben.

Damit Vokalisation eintreten könne, dürfen also Nasal und Spirans weder Deklinations- noch Bildungselemente sein, sie müssen der Stamm- und Tonsilbe angehören.

Damit ist eigentlich auch die Frage nach dem Verhalten der Composita abgethan: die blofs zufällige Nachbarschaft, welche in Zusammensetzungen entsteht, deren erstes Wort mit Nasal aus-, das zweite mit Spirans anlautet, genügt nicht. Gleichwohl haben wir eine Anzahl von Ausnahmen zu konstatieren, welche aber näher besehen der Regel doch keinen Eintrag thun. Es ist nämlich ein beliebtes Spiel der Sprache und hängt mit der kräftigen Accentuation der Haupttonsilbe zusammen, dafs sie Composita so ummodelt, dafs dieselben den Charakter von Ableitungen erhalten. Die Beispiele wuchern auf deutschem wie auf englischem Boden, und selbst die gebildete Sprache nahm solche verkappte Formen als baare Münze an: ich erinnere beispielsweise an alber, bieder, Adler, Winzer, Eimer, Grummet und gar Obst. In solchen Fällen hört die Pause zwischen Nasal und Spirans auf und kann Vokalisierung Statt haben. Daher die *Hauflete* = Hand voll, neben *Hampflete.*

In Unterw. werden gewisse Arten des ranunculus *Heififsli* genannt, was der Botaniker Rhiner kaum als Heufüfslein[1] würde gedeutet haben, hätte sich ihm der Weg aufgethan, um den bekannten Namen Hahnenfufs mit dem unterwaldnischen zu vermitteln. Diesen Weg haben wir nun kennen gelernt und das schaffhausische *Hanfis* zeigt uns, wie n und f in unmittelbare Berührung gekommen sind. Die unterwaldnische Form sticht nur durch den Umlaut ab, stimmt also genau mit der schwyzerischen *Häufis.*[2]

1) Allerdings stimmt die Umsetzung genau mit der dortigen Aussprache von eu und ü.

2) Der Umlaut mag herrühren durch Einflufs des neu entstandenen i der Nachsilbe, oder mag hergebracht sein von der Deminutivform des Wortes Hahn; die Pflanze heifst wirklich auch *Hänifuefs.*

Der *Pfauchühe* (u nach o spielend) der Freiburger ist ein Pfannkuchen. Die Form des Wortes ist durch den selben Vorgang bedingt, welcher es im Schlesischen noch ärger zu Pfanke verstümmelt hat.

Hañset, Hauset, Haufset bedeutet theils Hanfsamen, theils den rohen Hanf, wie er eben gewonnen ist; bezeichnend für den Verlust seines etymologischen Zusammenhanges ist das Schwanken des Geschlechtes zwischen Maskulin und Feminin.[1]

Das *Heisel* läfst mehrere Erklärungen zu. Zwar das in den Weistümern vorkommende, von Lexer gewifs glücklich als hegesal (Einfriedigung) gedeutete Wort berührt uns nicht, da dieses auf einem andern Wege zu seinem Diphthonge gelangt ist. Das jetzt lebende Wort ist ein Compositum mit Seil und bedeutet einmal eine Art Leitseil beim gehörnten Gespann. Da hiefür auch das Wort *Hängseil* gebraucht wird, so hat sich Titus Tobler für diese Ableitung entschieden, und im Sinne von Tragband für das an den Rücken gehängte Traggeschirr hat sie alle Wahrscheinlichkeit für sich. Für jene erstere Bedeutung dagegen kommen eben so füglich die synonymen Ausdrücke *Hemmseil*, *Hemmschnuer* in Frage. Ein dritter Vorschlag ist die Deutung als „Handseil." Da die Sprache selber wenigstens die beiden erstgenannten Grundformen sanktioniert hat, so sind wir der Entscheidung überhoben.

Kundschaft = Zeugnifs, kann lauten *Chouscheft.*

Unschlitt ist möglicherweise eine Zusammensetzung mit „un," mag dieses nun echt oder aus „in" verdumpft sein. Dem Volke aber ist das Gefühl von dem ursprünglichen Verhältnisse so ganz abhanden gekommen, dafs es die vom Tone hervorgehobene Silbe für die Stammsilbe nahm und dieselbe angemessen durch Beiziehung der nächstfolgenden Konsonanten, ja sogar hin und wieder durch Einfügung eines unorganischen r schwellte: *Urschlig, Urschlech, Urschlet, Urstlig.* Wo Letzteres nicht Statt fand, fällt das Wort unserem Lautgesetze anheim; wir besitzen aufser den genannten noch folgende Formen: *Ünschlicht, Unschlecht, Üschlech, Unschlig, Üschlig, Ouschlig, Üstlig, Oustlig, Unschlat, Üschlet, Ouschlit, Oustlet* u. s. w.

1) Das Letztere gilt auch für ein anderes Compositum mit „Saat": *Lîset*, noch weiter verkürzt *Liset*, und mit Desertion unter die Fahne einer sehr beliebten und daher überwuchernden Ableitung *Lîsig* und auch diefs weiter verstümmelt und da das etymologische Verständnifs verdunkelt war, tautologisch zusammengesetzt die *Flachslîsi.* Diese Sippe gehört nicht in unseren Text, weil das n nicht etwa wegen des s, sondern schon vor der Composition als Auslaut verloren gegangen.

Un- als Präfix kann wohl auf mechanischem Wege seinen Konsonanten abstreifen, aber von Vokalisierung desselben kann nach dem Gesagten keine Rede sein.

Es bleibt mir nun noch übrig, daran zu erinnern, daſs, wie wir an *Frāsle, frāsisch, Ifele, Haus, Isle, Jeisene* und an den Ortsnamen Jns, Lens, Jentes gesehen haben, die Vokalisierung sich auch auf Wörter undeutschen Ursprungs erstreckt, obwohl es nicht an Beispielen mangelt, welche intakt geblieben sind, wie z. B. censieren, Sensal, Pension, Dispens, und besonders diejenigen mit *nk,* wie Franke, Flanke.

Damit sind Wirksamkeit und Schranke[1] des Gesetzes vollständig offen gelegt. Allein bevor wir von ihm Abschied nehmen, verlangt

1) Ich darf nicht unerwähnt lassen, daſs es noch eine Anzahl vereinzelter, nicht unter Kategorien zusammenfaſsbarer Wörter gibt, welche meines Wissens nirgends in unserem Sprachgebiete mit vokalisiertem n auftraten. Es sind auſser den beiläufig schon erwähnten folgende: 1. Dampf (doch Däumpfle, Breg. Wald.) *Pflumpf* (Wulst), *Schlumpf* (Portion), *Sumft* (Sumpf), *Ganfbrunnen* (eine Art Ziehbrunnen), *Jemf* (Genf).

2. Du *schwînst* (= nimmst ab). — *Funseli* (Scheltwort). *Fanseli* (Lavander). *Funs, Fons* (Alph.). Der *G'ünser* (Bauch). *gunslen* (erschmeicheln). *glunsen, glun(t)schen* (plätschern). *Grünse* (Bodensatz). — Die *Hense, Hensle, Hans* (Heinze, Heugestell). Groſshans, *Santihans. Lünse* (Achsnagel). *Manse* (Manschette). *Spense* (Speiskammer) *Sprensenbüel. Sinsle* (Klingel).

pflantschen, pfantschen (schmatzend essen). *Pflunsch* (Wulst; beregneter Schnee). *Dunstig* (Donnerstag). *Fensch* (panicum). *Ginster. gunschlen* (schwabbeln). *gunscheren* (welschen, schnatteren). *Gunsch* (Geschirr zum Säugen des Kalbes). *Gluntsche* (Pfütze). Die *Hünsche* (Milzkrankheit). *gan(t)schen* (hasten). *Chlantsch* (Teigmasse). *Läntsch* (lockere Stelle im Tenn.) Mensch. *Menstrig* (altes Maſs). *Margrüntschi* (bellis per.). *Manschete.* widerspenstig. *rän(t)schgen* (knurren). *Rin(t)sche* (Rinde).

Astrenze. Benz. Bunzenhalde (Ortsname). *Drünzig* (Bodensatz). *Fenzen* (Fetzen). *finze(r)lig* (kleinlich). Glanz. *Manzele* (narciſs.). Münz. *Ranz* (Schrei, Ruck). *Ranzen, ränzen* (hin- und herzerren). *Schranz* etc. (Riſs). Schwanz. *Sinz* (Gesims).

Angster (1. eine Münze, 2. ein Gefäſs). rings.

bremsen (plagen, bändigen). *bremschelen, brenstelen* (ungeduldig warten). *Amsle.* — Bims. *Brämsch* (Ruſsfleck). *Brummsen. trumsig, tromsig* (quer). *trimslen* (geschäftig sein). *flimsen* (flüstern). *flämsch* (feinwollig). *Gams* (Gamussi). *Gräms* (Gitter). *gramsen* (krabbelen). *glumsen* (kollern). alti *Gumsle* (Scheltw.). Das *Krimsikrämsi* (Schnörkelei). *klamsen, klimsen* (klemmen). *Klimse* (Spalte). *klumsen* (frieren, klagen). *Mums* (Krankheit). namsen. Das *Nimms* (Glücksfall). *Ramsperg* (Ortsname). *Ramseren* (Allium ursinum). *Ramschfedern* (Anthriscus sylv.). *ramsen* (ein gewisses Spiel mit Karten). *rimseln, rimslen* (riechen). *Sumsle* (Klingel). *Ramsler* (lascivus). *rüemseln.* Samstig. — *schlamsen* (mit Appetit essen). *Sims.*

die Frage nach seinen physiologischen Gründen Befriedigung. Ich für meinen Theil verdanke solche dem vortrefflichen Buche von Joh. Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus I., und weiſs nichts Besseres zu thun als die dort aus der Untersuchung eines reichen Materials sämmtlicher indogermanischen Zweige gewonnenen Resultate auf den speciellen Dialekt des Erdenwinkels, welchen ich zum Vaterlande habe, überzutragen. Zur Erklärung der von unserem Lautgesetze bedingten Erscheinung, welche wesentlich in Dehnung des Vokales besteht, bietet sich zunächst die bei den Philologen eben so fest eingewurzelte als bequeme Theorie von der Compensation dar. Sie hat angesehene Protektoren — ich nenne nur Pott, Benary, Ahrens — und macht dem moralischen Instinkte ihrer Anhänger vermöge des ethischen Charakters, welcher in ihr liegt, alle Ehre. Allein sie ist gründlich erschüttert worden durch eine jüngere Schule mit Corssen, Delbrück, Curtius an der Spitze, welche zu ihrem groſsen Vortheile erkannt hat, daſs es an der Zeit sei, die Augen, wie viel Gelehrsamkeit und Wissen auch innerhalb der eigenen vier Wände hause, etwa einmal über dieselben hinaus spazieren zu führen uud sich zu merken, was Schönes und Gutes der Nachbar Physiologe inzwischen herausgeschafft habe. Diese Neuern nehmen eine Wechselwirkung zwischen der Dehnung des Vokals und dem Verschwinden des Konsonanten an, in der Weise, daſs der Letztere nur allmählich, stufenweise verschwinde und in gleichem Maſse der Vokal sich dehne (C. Brugman). Damit ist der Vorgang aus dem nebligen Gebiete der Ethik und des Gefühls auf den festen Boden der Physik herübergehoben, welche das Quantum zu messen versteht: je mehr aus dem einen Gefäſse ausläuft, desto mehr muſs es in dem korrespondierenden schwellen. Und doch — auch die Physik vermag uns nicht zu befriedigen: sie läſst vor Allem das Räthsel des wunderbaren Farbenreichthums, welchen wir der Dehnung inhärieren sahen, ungelöst. Es gibt aber auch positive Beweise, daſs diese neuere Theorie nicht in allen Fällen zutrifft. Wohl konnte der Sanskritaner damit ausreichen; ja es durfte für ihn Geschmackssache sein, ob er sogar jener älteren Theorie anhangen wollte. Anders der Klas-

3. *Ank* (Fisch). *Bankert.* blank. *Denkeli* (Viola tricolor). *Trinkette* (Weingefäſs). Die *Dunke* (eine Bürgerversammlung). Enkel. *Fink*, *Finken* (Winterschuh). Funken. *Frank* (Uhu). hinken. Junker. *Runkelrueb.* sinken, Senkel. Schwenkelberg. Sank. *schonklich.* Schranken. *schenket* (= schauet? — Prättigau) u. A. m.

Mit Beziehung auf diese und andere widerstrebenden Wörter findet eben seine Anwendung, was Benfey bemerkt: „Die Umwandlung der organischen Laute durch phonetische Einflüsse ist eigentlich stets das Unregelmäſsige und deswegen schon an und für sich selten fähig sich durchweg geltend zu machen.“

siker. Warum neben λιμπάνω und lat. linquo nicht λίπω, sondern λείπω? warum φεύγω neben φυγγάνω? u. dgl. m. Ferner, was am Meisten ins Gewicht fällt, Fälle wie lat. quīnque, wo der Vokal geschwellt ist, ohne dafs der Nasal auch nur Etwas von seiner Artikulation daran gegeben hätte, können von der — nennen wir sie einmal Balance-Theorie — gar nicht gefafst werden. Erst die Annahme einer Art chemischer Einwirkung vermag die zuletzt aufgeworfenen Fragen zu beantworten, und Joh. Schmidt ist es eben, welcher nicht blofs den hier behandelten Vorgang durch alle Stämme der kaukasischen Völkerfamilie hindurch verfolgt, sondern auch zu dem Regenbogenspiel desselben den einzigen Strahl, aus welchem es sich splitterte, wieder aufgefunden hat.

Ich kann hier natürlich nur die Hauptzüge der eben so klaren als gelehrten Untersuchung aufnehmen und beginne gleich damit, die in allen Sprachen uns entgegentretende Thatsache, dafs nasal anfangende Konsonantengruppen geeignet und geneigt sind einen dehnenden Einflufs auf den vorangehenden Vokal auszuüben, als bekannt genug vorauszusetzen. Schmidt erklärt sich den Vorgang folgendermafsen und in folgender Stufenfolge der Entwickelung. 1) Zunächst durchdringt der Nasal den vorangehenden (kurzen) Vokal mit seiner Natur; derselbe wird nasaliert ausgesprochen, d. h. der Verschlufs zwischen Gaumensegel und Pharynxwand wird nicht vollkommen erstellt. Im Uebrigen werden dabei weder die Quantität des Vokales, noch die Artikulationskraft des Nasals alteriert. Um eine Anschauung von dem hier gemeinten Lautverhältnisse zu bekommen erinnere man sich an die erste Silbe des frz. encore. Die Formel ist ũ + n.

2) „Die nasale Färbung des Vokales individualisiert sich leicht selbst zu einem Vokale, und ist der anfängliche Vokal noch stark genug, so assimiliert er sich den neu hinzu tretenden Vokalklang und verschmilzt mit ihm in seine eigene Länge, und zwar ohne dafs der Nasenkanal wieder geschlossen zu werden braucht.“ So lat. mẽ˜nsis. Formel ≃ + n.

Von hier an spaltet sich die weitere Entwickelung in drei Zweige, welche einander coordiniert sind und um die Alleinherrschaft ringen: a) Nachdem die Nasalierung ihren Dienst gethan, d. i. den Vokal gedehnt hat, hört sie selber als unnöthig und lästig auf. Der Nasenkanal schliefst sich wieder, und es bleibt — + n, wie z. B. im engl. mind und wie im Lat. vor nf, ns, im Altn. vor ng, nk. Damit sind wir bei dem Kardinalpunkte der Schmidt'schen Erläuterung angelangt, an welchem die von Anderen bis dahin versuchten Deutungen zerschellen, bei dem Nachweise, dafs die Dehnung nicht anstatt des Nasales, son-

dern noch bei Lebzeiten desselben, und nicht etwa blofs als der näselnden Aussprache inhärierend vorkomme. Wir hatten bis dahin auch auf deutschem Gebiete Beispiele genug davon, dafs vor nasal anlautender Konsonantenverbindung — man sah nicht ein, wie und warum — Dehnung und Steigerung des Vokales sich wenigstens in lokaler Sprechweise entwickelte, und wohl wird fortan manche solche Schreibung in den Handschriften weniger verächtlich taxiert werden. Ich erinnere an die obigen *Fēnster* (S. 345), Leensingen (S. 341); für den auf S. 341 erwähnten Ortsnamen weifs Leu noch eine dritte Form Leins anzugeben. Für den zürch. Ortsnamen Benken lesen wir im 13. Jahrhundert auch Beinkon. Altd. heingist neben hengist und auch flandr. und fries. heinst, haingst; neben lense, linse auch leinse. Im Zürch. Rathsbuche aus dem 13/14. Jahrhundert Geins = Gäns, Gänse; noch im Bern. Kalender von 1775 wiederholt *geing* für das jetzt noch so beliebte *gäng* = immer. Elsäss. ist *öüns* = üns, uns. Was im Tirol Ganke (lange Person) heifst, verzeichnet Schmeller als Gaunkel. Für das oben (S. 194) angeführte Flins ist eine gedehnte Nebenform Fleins schwäbisch und selbst ins Hochdeutsche aufgenommen. J. Grimm hat zahlreiche Beispiele zu dieser Erscheinung gesammelt: (Gramm. I³, 432, ε. 476. 475, 2) aus dem Altnord. (eingill = Engel; kreinkja = kränken; krânkr, kraunk = krank, u. A.), 294 aus dem Mniederl. (peinsen = nachdenken, das frz. penser u. A.); 104. 107, 4. 5, aus dem Ahd.; 185, 7) aus dem Mhd. Ich glaube, dafs auch Schreibungen wie „zeinfsen" (im Zinsrodel der Kirche zu Arbon v. J. 1589 wiederholt und nur so), „keünsch" in Forer, Thierbuch, u. a. w. gesprochenes zīnsen, künsch repräsentieren. Auch im Griechischen sei die Dehnung schon vor dem Ausfall des ν dagewesen.[1]

Oder b) man läfst sich's an der genäselten Aussprache des langen Vokales genügen und verzichtet auf den Nasal selber, welcher sich somit seine eigene Grube gegraben hat. Der Nasal, namentlich n, ist ja an und für sich schwächlicher Konstitution.[2] Daher hat ihn das Alemannische, mit Ausnahme weniger Thalschaften in Wallis, Bern und Bündten, im Auslaute selbst der Stammsilbe, und der Ueberlieferung gebildeter Schreiber zum Trotze gewifs schon sehr früh, fahren lassen. Er schwindet auch leicht aus dem Inlaute, wo er zwischen Konsonanten eingeklemmt lag, z. B. *Erst, Erist, Ersch* = Ernst;

1) Mit Beziehung auf dieses letztere Idiom ist übrigens bekannt, dafs nicht das einfache, sondern nur das auf einen andern Konsonanten sich stützende ν Dehnung zu bewirken vermag. Kühner S. 219. Daher die ungleiche Form des Dat. Plur. von λέων und δαίμων.

2) Vgl. Dauer, kärnth., = Donner.

z'Erstem = im Ernste; *erstig* = emsig. Namentlich der Innerrhodner spricht ihn sehr leicht und bildet daher Formen wie *m'r hēd* = *händ*, d. i. haben; *Pfälli* = Pfännli. Mit Consequenz haben ihn denn auch das Griechische, Altnordische, Alt- und Ags. vor Spiranten aufgegeben, zum Theil sogar ohne Dehnung. Also bloſs ≃ ohne Nasal, wie im Lat. cō˜sul, ī˜felix. Hier ist es, wo unser Simmenthal, Inner Rhoden mit einem Theile des Rheinthales sich einstellen; vgl. oben *Hā˜f*, *tā˜ze*, *Pfē˜ster* u. dgl. In der erstgenannten Mundart wird n überhaupt in der Vorstufe vor gänzlichem Verschwinden, also auch im Auslaute, wo es den übrigen Alemannen, ich darf hier sagen, keine Spur hinterläſst, an Nasalierung des Vokals getauscht, also *a˜chār* (halboffen, engl. ajar), *U˜spunni*, *a˜fe* (anfangs), und nicht etwa bloſs im Zusammenstoſs mit Sibilanten, auch: *a˜richte* u. dgl. Allerdings soll hier darauf aufmerksam gemacht werden, daſs in Dialekten, welchen das Näseln congen ist, sich überhaupt aus jeder Länge die Nasalierung von selbst, ohne fremdes Dazuthun entwickeln kann, und in gewissen (jedoch meines Wissens keinen schweizerischen) Mundarten dies zur eigentlichen Unsitte sich festgesetzt hat, so daſs man da keineswegs aus jeder genäselten Dehnung vor Spirant auf einen verschwundenen Nasal des Stammes schlieſsen darf.

Oder endlich c) die Dehnung entledigt sich auch in dieser Lage der lästigen Nasalierung, welcher sie ihren Ursprung verdankte. Es tönt uns ein reiner langer Vokal entgegen und der Nasal ist spurlos verschwunden. So in jenem goth. *thūhta*, ahd. *dūhta*. So im Lateinischen *quōs*, *quās*, *totiēs* u. dgl. für vorauszusetzende *quons* u. s. w. So im Umbrischen, wo *n* vor *t*, *s*, *z*, *k* (*g*) und *m* vor *p* ausfallen und gedehnten Vokal hinterlassen — ein Vorgang, welcher schon von Savelsberg in Kuhn's Ztschr. XXI S. 101 ganz richtig aus einstmaliger Nasalierung des Vokals erklärt wurde. Auch in den ahd. Flexionen, Fälle, von welchen J. Schmidt in seinen Nachweisen abgesehen hat, hatte W. Scherer (Zur Gesch. d. d. Spr. S. 104) die selben Uebergänge und die selben physiologischen Hebel scharfsinnig entdeckt. Auf diesem Boden sehen wir unsern Berner Oberländer Arm in Arm mit dem Indier wandeln, wie dieser *[āǵ]*, *āǵja*, bietet Jener *Āha* für den *anko*, *Anke* der derber angelegten Sprechorgane. Auf diesem Boden sehen wir denn auch, mit Ausnahme der auf der eben vorhin charakterisierten Stufe zurückgebliebenen Simmenthaler, unsere sämmtlichen schweizerischen Alemannen angelangt und sich begrüſsen mit den nordischen Stammesverwandten (Altnord., Ags., Alts.) und sogar mit sehr entfernten Vettern, den Hellenen. Aber gegen einen Irrtum müssen wir Protest einlegen, in welchen sich der verehrte Gelehrte durch ungehörige

Verallgemeinerung der Birlinger'schen Angaben hat verleiten lassen, als ob nämlich das Nasalieren zum Charakter des alemannischen Dialektes gehörte. Gerade das Gegentheil: da wo die Alemannen urchig beisammen sitzen und nur unter einander verkehrten, keine Spur von Nasalierung. Diese taucht erst an den Rändern ihres Gebietes auf, einmal im Südwesten, wo sie sich mit französisch sprechender Bevölkerung berührten, vielleicht sogar — die Weichheit des dortigen Idioms und andere Eigentümlichkeiten unterstützen diese Hypothese — einigermaſsen vermischten; also nicht einmal auf der ganzen welschen Grenzlinie. Und wieder im Nordosten, wo sie theils an Schwaben selbst, theils an solche Stammesgenossen grenzen, welche von Schwaben und Bayern angesteckt sind.[1] Und Birlinger's Zeugniſs betraf eben das transrhenanische Alemannisch. Wie sehr das Näseln den Schweizern im Allgemeinen abliegt, zeigt u. A. das französische *enfin*, welches in die tägliche Sprache der westlichen Grenzkantone zwar übergegangen ist, aber mit *afin* gleich lautet. Die Aussprache *rengnum*, wie sie in Deutschland üblich ist (Rudolphi, Erweiterg. der Wurzelsilbe S. 32) ist bei uns unerhört. Weinhold, Al. Gr. S. 168 § 200 behauptet viel zu viel. Einer groſsen Anzahl seiner Belege liegt eine apokopierte Form unter.

Diese dritte Art der dritten Gruppe treibt nun noch einen Absenker: Steigerung des Vokals statt bloſser Dehnung. Die Beispiele im Griechischen sind unsern Lesern geläufig; sie taucht auch im Goth. auf, verglichen z. B. mit dem Latein: *fundo : giuta*, gieſse; *tundo : stauta*, stoſse; *grandis : [graut]*, groſs und Aehnliches haben wir aus den anderen alten germanischen Dialekten eben vorhin (S. 365) erfahren. Wir haben auch gesehen, wie ein Theil der Alemannen dieser letzten möglichen Stufe der Entwickelung entweder ganz (Zürich, Aarg., Luz. Gäu, Berner Unterland, Solothurn und Basel) oder bloſs für an, en (Vierw.) oder endlich bloſs für en (Davos und Schaffhausen) beigetreten sind. Also nicht bloſs die Quantität, auch die Qualität des Vokals ist der Einwirkung folgender Nasale ausgesetzt. Schmidt macht den Vorgang mit seiner gewohnten Klarheit und Anschaulichkeit begreiflich. Der den Nasalen inwohnende Stimmton hat in seiner Klangfarbe die gröſste Verwandtschaft mit *u*, daher wird der vorhergehende Vokal gerne verdunkelt und verdumpft. Vgl. lat. *humus* neben *χαμαί*; die englische Aussprache von *son* u. dgl., welche zusammenfällt mit *sun*. Daher auch die verbreitete Aussprache *Eumer*, *Heuweh* u. dgl.

1) Bünden in seinem Hauptheile kam gar nicht in Versuchung, da weder das Romansch noch das Italiänische die Nasalierung kennt.

für Eimer, Heimweh. Daher wird das aus *an* hervorgegangene *a˜*, resp. *ā* leicht zu *o˜*, *ō* (vgl. oben S. 348 *on* für *an*) und am Ende wie in dem glarner. *gū*, *lū* und *chūs't* für „*gān*, *lān*, kannst" vollends zu *u*. Daher jene *ō*, *ö* und namentlich die unreine Aussprache derselben *ȍ*, *ȍ̈* in Appenz. u. s. w., in Glarus das nach *o* geneigte *ȕ*, *ȕ̈* für *un* und *ï*, *ē* für *en*, *in*, *ein*. Oder auch anstatt den Vokal chemisch zu durchdringen und zu färben, „emancipiert sich das nasale Timbre des genäselten Vokals und wird zu dem ihm sehr nahe liegenden selbständigen Vokale *u* oder *o*" und — der Diphthong (au) ist geboren. Im Englischen sehen wir den Vorgang vollzogen, ohne dafs der Nasal sich aufgegeben hat: das deutsche Präter. band hiefs auch ags. so, mittelenglisch aber bereits verdunkelt *bond*, neuenglisch *bound* (was eine Mittelstufe *bo˜nd* voraussetzt). Das Alemannische geht einen Schritt weiter: Gans — Gãns — Gauns — *Gaus*. So weit Schmidt. Aber wo bringen wir unsere vokalisierten *èi*, *éi*, *ou* und *öi* aus en, in, un, ün unter? Schmidt steht in der Beglaubigung, dafs nur *an* solche Vokalsteigerung erfahre. Es wurde oben (S. 206) vorweg die Hypothese gewagt, es liege sowohl dem Diphthong für „in" u. s. w. als demjenigen im Auslaute für *ī* u. s. w. repetierte Kürze zu Grunde; im Auslaut aber sei z. B. *ou* aus *u* + *u* = *ū* entstanden, im Inlaute dagegen aus *u* + *u* = *un*, *u˜*, *ū*. Wie ein *u* aus *n* sich entwickeln könne, hat uns Schmidt bei Anlafs von *an* klar gemacht; es bieten somit die Fälle wie *Doust* für *Dūst*, Dunst keine Schwierigkeit. Der Umstand, dafs in aargau. Mundart der Diphthong von *Doust* nicht übereinstimmt mit demjenigen von *Bou* (alt *būw*) zusammengenommen mit den oben S. 206 erwähnten Differenzen verhindert uns, die Form *Doust* unmittelbar aus *Dūst* entstehen zu lassen; es wird vielmehr diese gedoppelte Stufenfolge vorauszusetzen sein:

Du˜nst ⟨ *Dūnst* — *Dūst*
Duunst — *Dounst* — *Doust*.

Ich sehe keinen andern Weg offen für die Erklärung der Formen *féister* und *Fèister*. Also:

fi˜nster ⟨ *fīnster* — *fīster*
finster — *féinster* — *féister*.

Fë˜nster ⟨ *Fēnster* — *Fēster*
Fëinster — *Fëister*.

Allerdings treibt der Nasal als solcher kein *i* hervor, hingegen dem *n* als einer Dentale ist die Natur jenes Vokales congen (Rumpelt, Gramm. I, S. 90, 2). Vgl. *Μασανάσσης* : *Masinissa*. Während dem Latein vor *m* als Zwischenvokal *u* dient, braucht es vor *n* dagegen *i*: *Alcumene* — *techina* für griech. *Αλκμήνη*, *τέχνη*. Auch jene oben

(S. 365) erwähnte in gewissen Sprachperioden oder Sprachbezirken beliebte Vokalsteigerung *ei* für *e* liefert Belege.

Nachdem das Was und das Wie des lautlichen Vorganges mehr und weniger ergründet worden, möchte man wol gerne auch wissen, wann denn dieser Brauch in unserer Sprache aufgekommen sei. Es ist oben S. 202, 203 und 336 bei Anlafs der Vokabeln *Goust, Deis* und *Hauf* plausibel gemacht worden, dafs sich derselbe wenigstens in gewissen Wörtern im 18. Jahrhundert zum Unterschiede gegen frühere Gewohnheit, z. B. des 16. Jahrhunderts, ganz eingefleischt hatte. Bezeichnend ist, dafs die im Jahre 1716 erschienene Ausgabe des Denzler'schen Wörterbuches nicht anstand, *pytina* mit „weintausen" zu verdeutschen, da doch in der kaum ein halbes Jahrhundert früheren Ausgabe die richtige Form zu lesen war. Im Jahre 1710 schrieb zwar der gelehrte Sal. Hottinger, ohne des inneren Widerspruchs gewahr zu sein, „*odorem fumi referunt. Nostri* (*Idiomati et Dialecto non minus quam glebae patriae affixi haeremus*) *vocant Bränselen.*" Allein noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schrieb eine volkstümlichere Feder in das Kirchenbuch zu Hausen a. A. „*köufftig,*" und selbst die Mandate der Regierung von Zürich nehmen keinen Anstand, nicht nur im Jahre 1676, sondern noch am Ende des 18. Jahrhunderts die Formen *Thausenweise, Tausen, deyfs* zu gebrauchen; freilich datiert aus der gleichen Zeit auch bereits das Erwachen des Bewufstseins von der provinciellen Eigenart, und daher tauchen im Jahre 1779 auch *Tansen* auf. Aber auch im 17. Jahrhundert und viel früher müssen die vokalisierten Formen der Alltagssprache mehr oder weniger geläufig gewesen sein, und manches Beispiel liefsen Schreiber und Schriftsteller arglos aus der Feder schlüpfen. Im „Kirchenrodell zuo Neudorff" vom Jahre 1678 ist eingetragen: „Item die h. Obrigkeit zuo Luzern für schilt vnd pfeister." Der mehrfach erwähnte Philolog Redinger gewährt zwar nur die volle Form des Wortes Glunse, sonst aber scheut er sich nicht, neben einander zu geben: „die, das *linse, leise, lens; zünslen, zeüslen, scintillare;* die *tringel, trinklen, treichel, schelle;* die *tause, tanse;*" und dazu das sonst nirgends in dieser Weise überlieferte, wahrscheinlich auch zu Redinger's Zeit nicht mehr lebende, und eben darum hier stark wägende Grundwort „*dinsen, deisen,* wegtragen"; ferner, wo ihm die Grundform nicht beifiel, einfach „*treüfsen gemere.*" Sehr willkommen ist uns die Aufzeichnung „dins, deis, auff borg" (vgl. oben S. 192). In Meier's Winterthurer Chronik findet sich neben einander: „der einen bluttrufs hauwt" und „do hand die kind mit dem fhür umhin zünfslett." Bei R. Cysat findet sich u. A. *Züsler, Glüssen* = Funken, *glussen* = glimmen. Maaler bedient sich

blofs der Form Yfel, Yffel; dagegen schreibt er neben einander Grans und *Graufsle.* Die in Unterwalden geschriebene Comedia de conversione St. Beati sagt: „Dann Mancher thuot so gar vil han Es hätent *saufft* ihr zächen (ihrer zehn) dra.“ Eine Alp ob Wisenberg trägt auch im Ndwald. Landbuch vom Jahre 1545 den Namen *Träichy* (wol = Tränke). Im Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb Th. Platter zwar wiederholt „wunschten“ (Präter. mit dem wallisischen Rückumlaut), aber sprechen that er gewifs wie seine Landsleute von heute, nämlich *wîse* (d. i. wüse) für „wünschen,“ daher entwischt ihm einmal der Walliser Idiotism „gelik gewifsst.“ [Glück gewünscht]. Der Berner Ziely, ein Zeitgenosse, schreibt: (Olwier vnd Arto) „sie lagen in den festren“ [Fenstern]. Der selben Zeit gehört das Tagebuch des Schaffhausers Hans Stockar, welches reich an Beispielen unseres Lautgesetzes ist: füff; Isbrug [Innsbruck]; Müsterlingen; Müster; Rus; wüscht; zysett. Auch Rüeger bietet die Form „wasserrüssen“ dar. Dagegen konnte ich in dem ganzen, von Dr. J. Bächtold soeben herausgegebenen Salat blofs eines einzigen Beispieles[1] habhaft werden, welches durch seine Vereinzelung natürlich verdächtig wird. Im Deu. Wtb. wird (5, 2666 f.) aus einem alten Fastnachtspiele die Form *Kust* und du *kust* beigebracht. Laut Meier's Ortsnamen wird *Auslikon* schon im 15., ja schon im Anfange des 14. Jahrhunderts von einzelnen Schreibern in dieser Form aufgezeichnet. Zwar steht im Taufbuche von St. G. Altstätten der Geschlechtsname Zündseler; dagegen schon 1404 in der Tagmerseller Gerichtsordnung „pluotrufs“; im Stadtbuch von Winterthur „seine jährlichen einköufft“ (Einkünfte); in einer Bündn. Urkunde (v. Mohr, Cod. dipl. II, 371) vom Jahre 1344 die Form „isel“ für Insel, Au. Wir könnten am Ende bis zu unserem Notker hinaufsteigen, welcher *isila* für Insel, *chúste* für Künste bietet. In alemannischen Schriften jener frühen Zeit steht *āst* neben *anst*, *zůkuft* u. A. m. (Mehr dgl. s. im Deu. Wtb. l. c. 2667 oben und 2647 f.) Eine Umschau in der älteren deutschen Litteratur würde aber aufdecken, dafs vereinzelte solche Beispiele nicht blofs bei den Alemannen und Oberdeutschen zu finden seien.[2] Wir haben es also mit altem Überkommnifs zu thun, und aus diesem haben sich, was ich schon in der Einleitung vorweg genommen, mehrere Formen da eingenistet, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, in der nhd. Schriftsprache: „Kleister, Speise, düster,“ dazu noch „Oswald“; vermuthlich auch das aus dem Ndrd. angenommene „drie-

1) L. c. S. 265: ein liecht in der vistere.

2) Den von Anderen bereits registrierten Fällen seien ein paar aus Diefenbach's Gloss. beigefügt: *Tintinnabulum, klächel, clains glocklein* — offenbar = Klenkel. *Besel, bosel* neben *pamsel.*

seln" = sich drehen und „dresen" = schnauben, beide unser *trinsen*. Auch die Form Biese für Binse ist niederdeutschen Ursprunges. Ebenso das Verbum „deucht." (F. Bech.) Süden hiefs allerdings schon im Mhd. auch *sūd* (von der Volkssprache z. B. um Aschaffenburg richtiger verhochdeutscht Saud), daneben aber *sunden*, wie auch das Altn. schwankt zwischen *sydhri* (südlich) und *sunnar* d. i. *sundar* (nach Süden). Die nhd. Schriftsprache hat sich für eine Form entschieden, welche nur scheinbar mit denjenigen der nordischen Dialekte (ags. *sûdh*, engl. *south*, neundrl. *zuid*) stimmt, im Grunde aber auf kurzem Vokale basiert. Das Ahd. weist nur die volle Grundform auf: *sunt*, welche denn auch in volkstümlichen Bezeichnungen bis heute fortlebt; so der Sundgau des Elsasses; der *Sunderluft* = Südwind (Appenz. und Graubünden). Neben dem oben S. 194 genannten Flins (bei Adelung u. A. Fleins) anerkennt das Deutsche Wtb. auch die Form Fliese, welche das altn. *flîs* wiedergibt. Wir wissen übrigens ja bereits zur Genüge, dafs die Verduftung des *n* nach gedehntem Vokale eine ganz allgemeine Spracherscheinung ist. Die Unterstützung einer lautlichen Besonderheit durch Sprachvergleichung wird aber um so fester, je enger wir den Kreis ziehen, je mehr wir uns auf die Sprachen verwandter Stämme beschränken. Gehen wir daher nicht über die germanische Race hinaus. Es ist schon bemerkt worden, dafs es vor Allem die nordischen Dialekte sind, welche die anderwärts nur mehr sporadisch geübte Licenz zu einem mehr und weniger consequenten Verfahren umgewandelt und Regel hineingebracht haben. Im Altn. fällt *n* vor *s* gewöhnlich aus, vor *dh* und vor *k* zuweilen; im Alts. und Ags. vor *f*, *dh* und *s*.[1] Die-

1) Einige Beispiele für viele. Altn., alts. und ags. *fif*, engl. *five*. holl. *vijf* d. i. *feif*, alem. *fūv*. — Ags. *softe* und *sefte*, alem. *sāft*, *seft*. Engl. *forsooth* = fürwahr, ags. *sōdh*, alts. *sōth*, altn. entweder *sadhr* oder *sannr*, zwei Nebenformen, welche gleiches Erbrecht haben an der Grundform *santha*. — Altn. *öthrum* (Dativ), alts. *other*, ags. *odher*, engl. *other*. — Altn. *kudhr* und *kunnr* (d. i. *kundr* = goth. *kunþa*, kund), alts. *kuth*, ags. *kudh*, engl. *uncouth*. — Altn. *mudhr* neben *munnr*, alts. *muth* neben *mund*, ags. *mûdh*, engl. *mouth*. — Goth. *uns*, altn. *ōss*, alts. *us*, engl. *us*, dän. *os*, schweiz. *ūs*. — Goth. *hansa*. ags. *hōse*. — Goth. *anst*, altn. *āst*, ags. *est*, Aarg. Aust. — Altn. *ōsk*, *oeskja*, schweiz. Wūsch, wūsche. — *Hengest*, der König der Angelsachsen, heifst im Sachsenspiegel *Hest*, bei Paul. Diac. *Hesternus*. — Ags., altfries., engl. *dust*, isl. *þust*, dän. *dyst*, ndrd. Dust und selbst in die mhd. Litteratur eingedrungen *diu dust*, unser Dûst, Tûsch. — Sollte nicht unser Uschlit verwandt sein mit der ersten Hälfte des isl. und schwed. *ister* (Fett)? — Endlich noch der Guttural. Altn. *drekka*, *drukkan*, dän. *trikke*, unser schweiz. trīche, ge-trûche; *thykkja*, dûche (dünken); *thökk*, dän. *takk*, Dāch, Dauch (Dank); *bekkr*, Bāch, pl. Bēche (Bank) u. s. w. u. s. w. Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, dafs auch hier jene Färbung der Vokale, welche den Durchgang durch Nasalierung voraussetzt, in zahlreichen Spuren sich zeigt.

ser Sprachgruppe gegenüber steht das Gothische in edler Einfachheit da; mit Ausnahme jenes Lehnwortes *mēs*, welches wahrscheinlich schon in den romanischen Volkssprachen seine Liquida aufgegeben hatte, als es an die Gothen gelangte (vgl. Wackernagel, Umdeutschung S. 28 resp. 25), und zweier oder dreier anderen Fälle, welche Joh. Schmidt (S. 60 Anm.) und auch sie nicht mit Entschiedenheit anführt, verzichtet es auf diese Spielerei und wahrt dafür seinen Wortstämmen und seinem Vokalismus eine bewundernswerthe Durchsichtigkeit. Ebenso ist, wie uns Wackernagel (Bindings Burg. rom. Kgreich I, 346 f.) gesagt hat, das Verhalten des Burgundischen. Im Deutschen dagegen, wenn wir nur erst vom Kothurne der gebildeten Sprache herunter steigen zu den Mundarten, krabbelt es von vereinzelten Beispielen, ohne dafs sich jedoch irgendwo eine bestimmte Gesetzmäfsigkeit und fester Brauch entdecken liefsen. Ich kann mich nicht dafür austhun, die aufserschweizerischen Gebiete darauf hin auch nur einigermafsen systematisch abgesucht zu haben, sondern mufs mich darauf beschränken, eine Hand voll Beispiele zu geben, welche ich mehr nur dem Zufalle verdanke. Zuerst aus ndrd. Mundarten: *dûster*, *düster*; *Gaus*, Plur. *Gäus* und Demin. sogar *Gässel*; *ûs* = unser; *Tās* = Tanse; die *Pāse* = Beutelwurst, vgl. ital. *pancia*; *sacht* und genetivisches Adverb *sāz* = oberd. sanft. — Aus mitteld. Gebiete: *Rāft*. *sāft*. — *Gāns*, *Gōs* u. dgl. *ūs* und selbst mit verkürztem Vokale = uns. — Oberhessisch *dreisen* für *drensen* der übrigen Landesgegenden = stöhnen, trinsen; *fleifsen* für *flenzen* (das Gesicht zum Lachen verziehen); *Leisel* für *Lensel* (Garbenseil) u. Ä. — Das von Weinhold aus Schlesien beigebrachte *Faust-* oder *Fauzmauke* = eine gewisse mit Butter begossene Mehlspeise, lehnt sich mit beiden Silben an Wortstämme mit *n*: vgl. Munke = Polenta und unser *Fänz* (oben S. 335), jene fette Älplerspeise. — Hingegen hüte man sich die schlesische Form „eis Bette" d. i. ins Bette (Weinh. 108, 6) ebenfalls hieher zu ziehen, da sie vielmehr auf dem Simplex ei = in beruht. — Roman. *pesare* (aus lat. *pensare*) = abwägen, ist hin und wieder allerdings mit dem selben Vokale in deutsche Mundarten übergegangen; doch überwiegen die Formen mit ei (Vilmar 296. Frisch II, 43. Schröer 244); dieses aber läfst sich nicht, wie geschehen ist, einfach als Spielart von *e* auffassen, sondern setzt gewifs die Grundform *en* voraus, durch welche sich allein auch das *sch* der wetterauischen Form peischen erklärt. — Das thüring. *Mädchenfîster* und nd. *-füst* = mädchensüchtig, gehen zurück auf ahd. *funs*. Und so erklärt sich auch der Spottname Kirchenfeister (älter die *kirchenfîsterin*) des Deutsch. Wtb., obwohl er in dieser Form an eine andere, derbere Vorstellung angelehnt ist. — In der Eifel

dasen = ziehen, abgeleitet vom Präteritum von *dinsen*. — Im Harz bezeichnet *Flauze* eine düstere Lampe; in Schlesien *Funze* (*Flunze?*). — Henneberg. *zeiselich* neben *zinserlich* = schwächlich. Das kurhess. *maisch* = rossig, will ich nur verläufig hier registriert haben; die Etymologie soll weiter unten folgen. — In der Ob. Pfalz spricht man *kra˜k*, und ohne Zweifel in ähnlichen Fällen ähnlich. — Ostfränk. und Bair. Wald *ai* für *e* als Ersatz für *n* (Kuhn's Ztschr. 17, S. 1 f.). — Dafs die Ruhlaer Mundart *u* vor *nd, nt, nz, nsch* in *oi* ausweichen läfst, schlägt ebenfalls in unser Thema ein. — Der fragliche Prozefs gewinnt — ob blofs zufällig? — an Reichtum der Belege, wenn wir zu den Oberdeutschen vor und den Alemannen näher rücken. Zunächst die bair.-östr. Mundarten. *Soft, saft* = behaglich; „cimbr." *süfteg* = angenehm. — *Raft, Roft* = Ranft. — Die *Ruft* = rauhe Rinde, Rumpf. — Tirol. *Pru˜ft* neben *Pramft* = Rand. Man beachte die Verdunkelung des Vokales. — *föüfzek* = fünfzig (ungr. Bergland). — *Auschl, Deuschl* = Oswald, Answalt (Egerland). — *mauntschen* neben *mantschen*. — Die *Pātsche* neben *Pantsche* = Wanst (Höfer I, 56. II, 310). — Das bair. *blāschet* = aufgedunsen, ist genau das glarnerische *blanschet*, und wie tirol. *Blāsche* = Schote, *Blōsche* = aufgedunsenes Gesicht, abgeleitet von *blān*, dem Particip zu *blāhan* = *turgere*. — *prüscheln* = *brünseln*, anbrennen (Cimbr. und Lusern.) — Die *Tēsen*, das *Tēsel* = hölzernes Geschirr, läfst sich trotz dem Umlaute kaum vom schweiz. *Tanse* trennen. — Auf die *Deise* (Schmell. I, 546 resp. 401) komme ich zurück. — Die *Tre˜schn* = verdrüfsliches Maul, und (siebenb.) *trīsten* = stöhnen, finden ihr Etymon in unserem *trinsen*. — Die Ansbäume heifsen im Salzburgischen *Ensbäume*, aber auch *Eisbäume*.[1] — Fenster lautet im Bairischen auch etwa *Föster*, cimbr. *Vestar*, lusern. *Vēstar* und sogar *Fēder*. — *Gofs* = Gänserich (Schmell. I², 949 resp. II¹, 76); *Gōs* = Gans (Krain). — Tirol. *gatschig* = ziererisch, neben *gantsch* = stolz. — Neben *Gspons, Gspunz* gilt bair. in abgeleitetem Sinne *Gspu˜si* = Mädchen. — Im Egerland wird das mhd. *kanz* (Rand) zu: die *Kauz'n* (Seitenausbruch des Brotlaibes). — Schmeller (I, 1340) bietet das *Kleifsel* = Schelle; es scheint das selbe Wort zu sein wie die *Klinsel* (ib. 1335). — Östr. *sich mausig machen* ist das schwäb. *manzig*. — Tir. *Rîtsch* = Wasserleitung, dürfte sich als [Rüntsch] Runz deuten lassen. — *üs, eus* kommt in diesem ganzen Sprachgebiete neben üns (uns) vor. — *Zīs,*

1) Ich will dieses Beispiel immerhin nicht urgieren, da wir auf Spuren von einer Vermengung der Begriffe Brückenlager und Eispfahl zum Schutz der Brücke auch anderwärts stofsen. So in der Berner Stadtrechnung vom Jahre 1500: „Die Ischbäume anzulegen."

cimbr. — Es gibt Gegenden in Baiern, wo man nach burgund.-alemann. Art spricht *schẽhhe*, *Schĩhhe*, *Schĩhhel* u. dgl. für schenken, Schinken, Schenkel. — Das ital. *cionco* (verstümmelt) haben auch die deutschen Tiroler angenommen; sie benennen einen Ochsen, der nur ein Horn hat, mit *Tschuek*, *Tschunk*. — Mit Schwaben betreten wir die eigentliche Domaine der Nasalierung. Laut Ztschr. II, 469 tönt jedes *a* vor *m*, *n*, *ŋ* mit nasaler Färbung und erfährt in gewissen Gegenden zugleich Dehnung, z. B. *Bã̃k*, *Hã̃d*. Im Präfix au- hinterläſst das abfallende *n* seine Spur in der Nasalierung und zwar gleichviel vor welchem Konsonanten. Anderseits taucht der Nasal an ungehöriger Stelle auf: *Anglen*, was anderwärts Hanfaglen heiſst. Freilich geräth derjenige, welcher bloſs auf die schriftlichen Mittheilungen angewiesen ist, leicht aufs Eis, indem möglicherweise der Nasal mit zu verstehen ist, wo nur das Zeichen der Nasalierung vor Augen liegt, oder umgekehrt der Buchstabe *n* bloſs die genäselte Aussprache des Vokales meint. Besäſsen wir eine richtige Grammatik dieses eigentümlichen Dialektes, so müſste uns nicht nur ein erstaunlich reiches Material als Parallele zu unserem Lautprocesse entgegen lachen, sondern sie enthöbe uns auch der geschilderten Unsicherheit. Für unsern Bedarf mögen wir uns jedoch einstweilen jedenfalls ruhig derjenigen Belege bedienen, in welchen der Nasal einen Diphthong getrieben hat. *Sauĩft.* — *feĩf* d. i. feunf, fünf. — *Zauft.* — *auĩchzen*, *auĩzgen*, *auĩsgen* = anchzen, ansgen. — *Braust* (Brunst). — *bräunselicht* (nach Brand schmeckend). — *Tause* (Dose). — *deĩsele* träge, „dehnend" einherschreiten. — *Geĩs*, *Geĩs* (Gänse). — *meiſs* (nicht trächtig); vgl. Mänse S. 35 und *mäisch* S. 373. — *Meinsch* (Mensch). — *eis* (üns), in Heilbronn *aus* (uns). — *Urbauĩsch* (Verbunst). — *zeisle* (locken) von *zänslen* u. s. w. u. s. w. Freilich bedarf das Schwäbische weder einer Spirans, noch überhaupt einer konsonantischen Stütze für den Nasal, um den Diphthong hervorzubringen; vgl. *au*^{n} = altd. *āne*, ohne. Ja sogar begegnet der Diphthong scheinbar ohne alle Veranlassung. Schmid führt Beispiele an wie *Blaust* statt *Blāst* (Blähung); allein andere Schreibungen, welche er daneben darbietet, z. B. *Au*^{n}*ser* für *Āser*, oder gar *Faunst* für Faust verrathen unzweifelhaft, daſs sich wenigstens auf einer frühern Sprachstufe ein (unorganisches) *n* entwickelt hatte, welches dem Diphthonge rief, der dann verblieb, auch nachdem sein Erzeuger verduftet war. So läſst sich nun auch das von Birlinger, Wörterbüchlein S. 13 und 96 beigebrachte *Auĩgleĩster* (Gespenst) ganz einfach an *aglaster* (Elster und Hexe) und dessen schweizerische Umdeutung *Haglaster* anknüpfen. Wie manche Berührungspunkte also das Schwäbische mit dem Alemannischen darbietet, und wie sehr das-

selbe ebenfalls angethan ist, das Material für das Gesetz von der Vokalisierung des *n* zu äufnen, so sehen wir es hinwieder seine eigenen Wege einschlagen, wohin das Alemannische nicht folgen kann. Das Schwäbische bedürfte und verdiente daher seine besondere Behandlung durch sachkundige Hand. Am nächsten aber mufs uns die Frage berüren, wie sich unsere alemannischen Stammesgenossen jenseits des Rheines und an der Ill unserem Lautgesetze gegenüber verhalten. Auch hier mufs ich bekennen, dafs ich, leider persönlicher Beobachtung an Ort und Stelle und direkter Mittheilungen entbehrend, auch in der Litteratur mich nur sehr kursorisch umgesehen habe. Um im Westen zu beginnen, so ist mir jene einzige Form *öuns* (Ztschr. III, 484) bekannt, welche zwar nicht unserer Regel bis ans Ende folgt, aber doch für den Verlauf unseres Lautwandels höchst instruktiv ist. Daneben lese ich *brenfsle* = angebrannt riechen; *Kensterle* = Schrank; *glunze* = schimmern; *Gstunse* = Schnellkügelchen; *Anke.* In demjenigen Dialekte, welchen man eine Zeit lang als den specifisch alemannischen anzusehen sich gewöhnt hatte, tauchen Beispiele auf, aber selten: in der Allemannia von Dorn u. A. 1843, bei Kohlund u. A. gar keine; und doch läfst sich vermuthen, dafs die Vokalisation des *n* in einer älteren Periode nicht ganz unbekannt war; ich schliefse das aus dem Bergnamen *Flausen* des 17., *Flauser, Flaunser* des 18. Jahrhunderts, welcher latinisiert *Mons Flansen* heifst. Hebel, an der schweizerischen Grenze schöpfend, bietet (um von *bause, Deisch* einstweilen abzusehen) *üs, üser, feuf,* Matten *rausen* (mit Wassergräben, Runsen, durchziehen); sonst schreibt wenigstens auch er Ranft, glunse, grumse, chunnsch, Anke u. A. m. Dafür, dafs die transrhenanischen Alemannen sich der Vokalisierung des *n* weniger allgemein ergeben haben, dürfte eine leichte Andeutung auch in der auffallenden Differenz liegen, dafs die in der Schweiz verfafsten und gedruckten Schriften über die Begebenheiten des Zwölferkrieges (1712) durchweg von „Seifs“ sprechen, in Waldshut dagegen der „Bericht der herrlichen Victorii zu Sins“ erschien. Doch Birlinger läfst uns ganz unerwartete Blicke in die genannten Distrikte thun, und seinem rastlosen Sammeleifer, Sammeltalent und aufmerksamen Ohre verdanken wir nicht blofs eine ganz hübsche Anzahl von Nachweisen der Vokalisierung in verschiedenen Gegenden, sondern auch eine Menge von Übergangsstufen und Vokalaffektionen, welche die Schmidt'sche Theorie auf's Überraschendste bewähren. So die Verdunkelung des *a* in *Onke* u. dgl., des *i* in *We˜ter* (Winter) u. dgl.; die Entwickelung des Diphthonges *ei* aus *e* vor *n*, sogar Formen wie *Wei˜ter* (Winter), i *bei˜* (bin), *Zei˜stig* (Dienstag). Neben Erscheinungen, welche ganz mit unseren schweize-

rischen im Einklang stehen, als *Gās*, *Gaus* (und *Gau˜ns*), plur. *Gäs*, *Gaiš*; *Zîs*, *fister*, *Lîse*, *Bîse*, *Kûst*, *fif*, *Rei˜k* (Ränke), *Bei˜k*, *trei˜ka* treten auch Beispiele auf, von denen bei uns keine Spur zu finden ist, als *Däumpfle* (Dämpfchen), *Mei˜sch* (Mensch) und, was besonders beachtenswerth, es entwickeln sich Diphthonge von ganz ungewohnter Farbe und an ungewohnter Stelle: *Dei˜kle* (Tünkli, d. i. Tunkschnittchen), *Kei˜nsta* (Künste), *au˜nner* (unser). Birlinger schreibt die Geneigtheit des Vokalisierens namentlich dem Allgäu zu. Auch dem Vorarlberg ist der Gebrauch nicht fremd; ich finde ihn sogar vor *ch* angewendet: *o˜che* (buttern).

Beachtenswerth ist, dafs gewisse Wörter existieren, welche in besonderem Grade zur Elision des *n* gelockt zu haben scheinen, indem nämlich die nasallose Form einer ganzen Reihe von Mundarten und Dialekten gemein ist. So besonders sanft, Infel; Gans, uns. Dazu gesellt sich Unke (Rudolphi, 18), welches, abgesehen von männlicher und weiblicher Nebenform, schon mhd. in drei verschiedenen Gestalten vorhanden war: der *unc* und das durch unsere Vokalisation daraus entsprungene die *ûche* (ags. *ŷce*), neben der schwer zu erklärenden Form *ouke* (Auke). Die letztere lebt noch in gewissen Mundarten fort, welche sich die Doppelform zu nutze machen, um begrifflich zu dissimulieren, indem ihnen Auke, *Oikch*, *Vocke* u. s. w. die Kröte, *Unk* wie im Alt- und Mhd., im Lateinischen (*anguis*) und Griechischen (ἔχις) die Schlange bedeutet. Auch die nd. Formen *ütze*, *ütsche*, (im Froschmeuseler: Eutze) beruhen auf dem Stamme „Unk" mit vokalisiertem *n*, während eine andere ebenfalls nd. Form den letztern Laut in dem Gewande einer anderen Liquida gerettet hat (*Ulk*).[1]

Trotz alle dem glaube ich die Behauptung aufrecht halten zu sollen, dafs es nur den schweizerischen Alemannen eingefallen und gelungen ist, theils den gelegentlich und unter sehr verschiedenen Formen und Umgebungen auftretenden Sprachprocefs an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, theils dann aber mit aller Energie an die Erfüllung dieses engern Kreises zu gehen. Auch diese Vorgänge legen gerade wegen der sehr verwickelten Verhältnisse, welche sie im Gefolge haben, ein glänzendes Zeugnifs für die in der einzelnen Mundart waltende Gesetz-

1) Beiläufig gesagt, liegt in jenen nd. Wörtern nicht „Übertritt in den Zischlaut" vor, sondern dieselben sind Weiterbildungen mit einem beliebten Bildungsmomente, vor welchem dann — ein ebenfalls beliebter Vorgang — *k* verschwand, beruhen also auf einer ursprünglicheren Form *unkiza*, *ükeze*. Die Elemente dieser letztern liegen, nur umgestellt, noch vor in der Nebenform *ütske*, auch hat sie ein Analogon in dem ahd. *oketa*. (Mone's *robeta* ist wahrscheinlich das selbe Wort, und zu lesen *'r-oketa*).

mäſsigkeit ab. Daſs aber der selbe lautliche Vorgang, welcher sich bei uns zu einem förmlichen Gesetze krystallisiert hat, in spärlicherer Gruppierung oder sogar vereinzelt hin und wieder in anderen Sprachen und Mundarten vorkommt, ist eine Erscheinung, welche nichts Befremdliches an sich trägt. Es gibt wenige Sprachgesetze, zu welchen sich nicht verkümmerte Ansätze sporadisch in anderen Sprachengebieten entdecken lieſsen.

Übersehen wir noch einmal die ganze sprachliche Erscheinung, welche den Gegenstand der vorliegenden Erörterung bildet. In der Sprache der schweizerischen Alemannen verschwindet der Nasal (*n*, auch *m* und *ŋ*) vor den Spiranten der drei Organe (*f; s, sch; ch*) und ihren verwandten Lauten (*pf; tsch, z*), immerhin so, daſs die Vokalisierung vor dem Guttural (*ch*) vorzugsweise von den sog. burgundischen Alemannen (Bern, Freiburg, Wallis und theilweise Bündten) gepflegt wird. Diese zuletzt genannte Spirans ist eben unter dem Einfluſs des Nasals durch Erweichung der gemein-deutschen Tenuis (*k*) entstanden, oder, richtiger gesagt, sie ist wie im Anlaut der meisten Alemannen ein Überrest des alemannischen Doppellautes *kch*, welcher sich auf unserem Boden aus der Tenuis herausgebildet hat.

Dem Verschwinden des Nasals ist Dehnung des Vokales durch denselben vorausgegangen, und zwar werden *a, ä, ë, e* hier zu *ā, ǟ, ē*, dort zu *au* und *ei*. Auch aus *i, u, ü* ersprossen in einem beschränktern geographischen Gebiete (in dem nordwestlichen Viertheile) Diphthonge, doch von ganz eigentümlicher Farbe (*éi, ou, öi*); dagegen die Gebirgsschweiz namentlich hält an altertümlicher Einfachheit (*ī, ū, ǖ*) fest. In einzelnen Mundarten sind die Lautverhältnisse komplicierter. So gelangt Aargau zu 3—4 verschieden lautenden au und ei; in Appenzell kann *ē* sowohl *in* als *en* repräsentieren; dem Glarner hat der Nasal das *a* zu *o*, sogar zu *u* verdunkelt.

Unser Lautproceſs kommt nicht in Aktivität vor *s* der Deklination; auch nicht in den Nebensilben, und in der Composition nur, falls diese ihren ursprünglichen Charakter aufgibt und den Schein der Ableitung annimmt. Auch übt später eingeschobener (unorganischer) Nasal die geschilderte Wirkung auf den vorangehenden Vokal in der Regel nicht aus.

Es bleiben einige Fälle abzuweisen, welche unter unser Lautgesetz zu gehören scheinen, und zum Theil in die Concinnität desselben einen Riſs zu machen angethan wären.

Der Ortsname Bonstetten heiſst in unserer Alltagssprache *Baustette*. Sollte dies mit der Vokalisierung des *n* in Zusammenhang gebracht werden, so wäre der Fall schon anstöſsig als Compositum, und ebensosehr durch den Klang des neu entstandenen Diphthonges.

Es ist aber kein neu entstandener Laut, sondern der Schriftform Bon— gegenüber der alte und richtige. *Boum*— und *Boustetin* sind die urkundlichen Formen, und Bau verhält sich zu Baum, wie *hei* zu heim. — Mit einer noch allgemeineren Apokope wird *Frŏfaste* aus Frōnfasten. Das selbe Wort lautet aber weiter herum *Fraufaste.* Es wiederholen sich hier die gleiche Frage und die gleichen Bedenken wie bei dem vorhin abgehandelten Namen, aber die Lösung ist eine andere. Wir haben es hier mit einer Umdeutung zu thun, einer Umdeutung, welche sogar eine neue Person geboren hat, die *Frau Faste*, in der bernischen Sage die fromme Spinnerin, welche dem Leichtsinne ihrer Schwester *Frau Vrene* (d. i. Venus) zur Folie geschaffen wurde. (S. die Mittheilung von C. Wälti in Tschudi's Neuer illustr. Zeitschr. 1850, S. 278). —

Stalder verzeichnet aus dem Bern. Obld. das Wort *Eisel* = Insel, und im Wallis trägt ein Hochthal den Namen *Eischel*, d. i. die Eischel, wie P. S. Furrer nicht unwahrscheinlich vermuthet, wegen der seiner Ausmündung im Rhonethal gegenüber liegenden Inseln. Allein unmöglich kann in diesen Formen das Wort Insel stecken, da jene beiden Landesgegenden ī unter keiner Bedingung diphthongisieren; es bleibt vielmehr nichts übrig, als mit Stalder Ableitung von *Ei* (= Aue) anzunehmen. — Die *Heinze*, *Heinse*, *Henze*, *Hense*, ein im regenreichen Gebirge wohl bekanntes Geräth, bestehend aus einem Pfahl mit Querstäben zum Aufhängen des halbdürren Heues, lautet an einem Orte *Heuze.* Auch hier liegt eine Umdeutung vor, eine sehr ungesucht sich darbietende.[1] — Hugwald Mutius v. Bischofszell, Prof. in Basel, † 1592, ist von Hause aus ein Munz. Die Latinisierung lehnte sich nach damals beliebtem Brauche an den bekannten römischen Namen an. —

In *Mussi*, *Mussiö*, bei dem Luzerner Häfliger an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts *Musser*, haben wir das franz. *Monsieur* zu suchen, nicht aber vokalisiertes *n*. Der genäselte Klang des französischen Vokals ist den schweizerischen Alemannen fremd, blieb daher bei der Entlehnung einfach ohne Berücksichtigung. — Nicht mit der selben Leichtigkeit läfst sich *Fätsch*, eine in der schwyz. March vorkommende Nebenform von *Fensch*, *Fänisch*, *Panicum crus galli L.*, abthun. Freilich kann *n*, wie wir oben gesehen haben, vor *tsch* eben so wohl

1) Die Vielgestaltigkeit (es kommen noch die Formen *Honze* und *Huenze* dazu) macht fremdländischen Ursprung nicht unwahrscheinlich. An manchen Orten besteht nämlich die Tradition, dafs ihnen diese Geräthschaft von tirolischen Holzhauern gebracht worden sei. Aber im tirolischen Wörterbuche schaut man sich vergeblich nach dem Worte um. Einzig aus dem Allgäu und aus dem Vorarlberg kennen es Schmeller und Tobler; dort heifst es der Heuhainz, und Schmeller deutet es mit grofser Wahrscheinlichkeit auf Heinz (Heinrich) mit appellativer Wendung.

wie vor dem einfachen *sch* sich vokalisieren; es ist aber in dem vorliegenden Falle nicht geschehen, denn dann wäre *ei* eingetreten. Es liegt hier vielmehr in einem einzelnen Beispiele der selbe Procefs vor, welcher ital. *mostra* aus lat. *monstra*, mhd. *messener*, ä. nhd. Mesner aus *mensener*, d. i. lat. *mansionarius*, Hausmeister, u. dgl. erzeugte. — Freiburger Mundart besitzt das Wort *stühe* = vollstopfen; andere Alemannen sprechen im gleichen Sinne *stungge*.[1] Das erstere kann aber trotz der begrifflichen Berührung unmöglich aus dem letztern entsprungen sein, weil die reine Tenuis (*gg* = romanisch *c*) den Nasal kalt läfst. *Stuhe*, d. i. stuchen, ist trotz der auffälligen Verkürzung des Vokals kaum von *stûche*, stauchen, stauen, zu trennen. —

Wenn man die Form sint, welche noch am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in schweizerischen Schriften üblich war, und das noch jetzt gehörte *sintemal* mit seit, alt *sît* (schweizerisch *sīd; sĭder* = seither) zusammenhält, so liegt die Versuchung sehr nahe, die beiden Formen durch einen dem abgehandelten Lautprocefs analogen Übergang zu vermitteln und sît aus sint herzuleiten. In der That jedoch ist das Verhältnifs umgekehrt, und vielmehr sint, älter sînt durch unorganische Einschiebung aus sît (seit) entsprungen. —

Ebenso verhält sich das nhd. Dienstag zu unserem *Zîstig;* vgl. Germania 19, 428 ff.; nur müssen wir gegenüber der dortigen Auffassung behaupten, dafs unser Wort die Urform Zīwes-Tag überliefere, denn eine Anlehnung an „Zins" hätte in gewissen Kantonen den Diphthong (Zeistig) mit sich geführt. —

Auch *eitweder*, in Saanen *eiter-*, einer von beiden, (als Conjunktion meist das flektierte Neutrum *eitweders*) verdankt seinen Diphthong nicht einem vokalisierten *n*, sondern besitzt seine volltönendere Form, da es aus dem unbestimmten Artikel und tweder (ahd. *dewëder*) zusammengesetzt ist, mit besserem Fuge als das Nhd. seinen kurzen Vokal, welcher, obwohl schon frühe aufgekommen, jetzt wenigstens sicherlich auf Mifsverstand und der Anlehnung an die bekannte Vorsilbe ent- (ent-weder statt en-tweder) beruht.[2]

Mit dieser Abfertigung ist aber die Frage doch nicht zur Ruhe gewiesen, ob *n* auch vor anderen Konsonanten als der Spi-

1) Z. B. den Heustock fest zusammen pressen. — *Gstungget voll.* — *Stunggewerni*, ein Gericht, zu welchem verschiedene Bestandtheile zusammen gestampft werden. — Von mhd. *stungen* = stofsen.

2) Auch das einfache „weder" findet sich mit dem Artikel componiert und anderseits „dweder" ohne den Artikel im gleichen Sinne. So im Landbuch von Schwyz.

rans sich vokalisiere. Sie scheint in der That bejaht werden zu müssen. Zwar kann ich mich keineswegs mit Weinhold (Alem. Gramm. § 200) einverstanden erklären, welcher, von dem für die Schweiz durchaus unrichtigen Axiom ausgehend, dafs genäselte Aussprache der gesammten alemannischen Mundart eigen sei, dazu kommt, eine grofse Anzahl von Beispielen unter diese Rubrik zusammenzufassen, welche sehr verschiedener Natur sind. So ist in *durstag* (Donnerstag) der Nasal durch die Konsonantenhäufung einfach hinausgedrängt worden, gerade wie in der jetzt üblichen Form (*Dunstig*) das *r* hat weichen müssen, beide gleich spurlos. Der Genetiv *ammas* beruht auf der Nominativform *amma*, *Amme*, und ist nur beachtenswerth als Beleg für das hohe Alter der in den alemannischen Mundarten jetzt fast durchgängigen Apokope des *n*, von welcher Weinhold im nächstfolgenden § redet. Unter diesen Gesichtspunkt fallen auch alle jene Pronominalflexionen wie *mîs* (meines), *mîr*, *mîre* (meiner, Genet. fem.) u. dgl., in welchen der diphthongisierte Vokal auch bei der nordwestlichen Gruppe von Kantonen unerhört ist. *Niemat* u. dgl. fällt unter die Verstümmelung von Nachsilben (wenn nicht lieber auch hier apokopierte Grundform will vorausgesetzt werden); jedenfalls ist *Līptig* (Leibgeding) so zu erklären; denn das Compositum ist zur Ableitung umgemodelt. Auch unser schweizer. *Béili* neben nhd. Biene (Bîne) kann den Etymologen leicht in den Sumpf locken, indem es ihm einen raren Fund, den Übergang von *in* zu *éi* vor *l* vorgaukelt. Der Diphthong erklärt sich aber wie in *Béicher* (Bienenstock),[1] nämlich als der für einen Theil der Schweiz die Regel bildende Übergang für altd. *î*. Das Deminutiv Beili beruht auf der nun allerdings durch dasselbe beinahe ganz verdrängten Grundform „die Beie," und dieses ist genau das alth. *pîa*, *bîe* (zweisilbig).

Gleichwohl läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs *n* eine Neigung hat, vor den beiden Muten seines Organes, also vor *d* und *t*, zu verschwinden. Schon in früher Zeit begegnen die Schreibungen *Kûtrûn* für *Kuntrûn*, *sûden*, nhd. Süden, für *sunden*, *permît* Pergament; *niederst*, eine Ableitung von *niene* d. i. nirgends, im Gorm. Kirchenrodel 1626; und im Bregenzerwald ist dieser Procefs zur Regel geworden; und dafs er als ganz analog dem auf schweizerischem Boden geltenden Vorgange aufzufassen sei, beweist die damit verbundene Diphthongisierung des Vokals, als *Mau˜tel* (Mantel), *Sau˜d* (Sand), *Wiu˜ter* (Winter). Aus schweizerischen Mundarten ist ein von

1) Der 2. Theil, welcher aber hier seine selbständige Betonung aufgegeben hat, ist *kar*, *char* = Gefäfs.

Stalder aus dem Bern. Oberland überliefertes Beispiel bekannt: *g'schwîd* = klug, vorsichtig, welches von Weinhold wohl richtig mit geschwind identificiert worden ist. In einem Theile von Appenzell wird im Plural der einsilbigen Verba *n* ebenfalls unterdrückt, und zwar, wenn ich recht berichtet bin, ebenfalls mit gleichzeitiger Dehnung des Vokals: *si chöd* (kommen), *ged* (geben), *göd* (gehen), *hed* (haben), *löd* (lassen), *med* (müssen, wollen).

Heimischer ist in gewissen Gegenden die Vokalisierung des *n* vor *w*: im Munde des Luzerners werden die Ortsnamen Inwyl zu *Ibel, Eibel* (*éi*), Tenwyl zu *Deiel* (*èi*) u. dgl. *Bauert* wird um Zurzach gesprochen für Bannwart, wobei die oben S. 360 besprochene Erscheinung in Betracht fällt. Im K. Zürich ist der Name *Heuel* bekannt; er ist entstanden aus *honwîl*, Hohenwîl.

Die alten Schreibungen fieg, gieg (bei Etter Heini) zeigen die Neigung des gutturalen Nasales, zwischen *g* und dem organisch verwandten Vokale *ie* unterzugehen, was sich physiologisch sehr leicht begreifen läſst. Sehr fraglich dagegen ist, welche von den synonymen Formen *Böngg, Bäugg, Bögg, Brögg* (Vermummter; Nasenschleim) den anderen zu Grunde liege.[2] Noch weniger gehen uns hier die Formen *Baugert, Bäugert, Baukchet* neben *Buŋgert* (Baumgarten) an; denn jene erstere Gruppe beruht auf Apokope von *m*, und der Diphthong ist der ursprüngliche und rechtmäſsige Laut. Hinwieder ist das Verhältniſs von *teigg* (weich) zu *tängg* (lehmig) ein sehr zweideutiges. Vgl. das Brot S. 32 ff. Allein so viel steht fest, daſs das erstere Wort nicht aus dem letztern entsprungen, sondern aus dem Präteritum des Zeitwortes *dîgan* (kneten) gebildet ist.

Es sind also die Fälle, welche neben unserem groſsen Lautgesetze her laufen, kaum der Rede werth, und es bleibt dabei, daſs *n* nur vor den Spiranten mit Regel- und Gesetzmäſsigkeit vokalisiert wird.

Die Abrundung unseres Gesetzes wird viel weniger berührt durch die andere Frage, ob es der Konsonanten noch mehr gebe, welche wie *n* — doch wir dürfen den technischen Terminus nicht anticipieren, bevor wir die in Betracht kommenden Fälle im Einzelnen kennen.

1) Daneben gibt es Fälle, in welchen *n* bloſs mechanisch elidiert ist, ohne daſs der Vokal im geringsten afficiert wäre. Z. B. Hutzikon (Meyer, Zürch. Ortsnamen) früher Hunzikon, woher der Geschlechtsname Hunziker; allerdings mit unechtem *n*, wie denn überhaupt der dreimalige Wechsel zwischen nasalloser Form und Nasalverstärkung in sehr zahlreichen Beispielen vorliegt. Für das oben S. 343 erwähnte *zänzle* spricht man in einem Theile des Thurgaues *zätzle*.

2) Jedenfalls sind die beliebten Hinweisungen auf Bock, auf Buckel u. dgl. ganz abzuweisen.

Es ist bekannt, dafs **r** eben so häufig aus den Wörtern verschwindet als es sich unbefugt eindrängt. Die Fälle, wo das Erstere in unbetonter Silbe geschieht, berühren uns aber an diesem Orte gerade so wenig als das in gleicher Lage unterdrückte *n*. Auch jene an gewissen vorübergehenden Zeiten, an engeren Kreisen oder gar an Individuen haftende Eigentümlichkeit, das *r* gar nicht oder fast unmerklich auszusprechen, lassen wir auf der Seite.[1] In betonter Silbe ist der Ausfall von der Schriftsprache sanktioniert worden in Köder, Schwabe (Mehlkäfer), Hede (*stuppa*), Ekel, Miete (dessen Diphthong als eine Frucht des *r* betrachtet werden dürfte) u. A. m. In älteren Schriften steht auch noch Mader u. dgl. Grimm leitet auch mutzen auf murzen, butzend (= strotzend) auf burzen zurück. Ungesuchter ergeben sich die Beispiele in den Mundarten. Dieselben lassen sich in zwei Gruppen sammeln: in solche, wo der Vokal keine Veränderung erleidet, und andere, da Dehnung zurückbleibt. Zu der erstern Art gehören die *Amäli* = Küchenschrank, aus lat. *armarium; Nachtheberig* = Nachtherberge; *nütwëts* = nichts werth, nichtsnutz; *vone* = vorn(en); das Eydgen. Lexikon von Leu verweist den Nachschlagenden von dem Ortsnamen Forch auf *Foch*, welches zu seiner Zeit die üblichere Aussprache mufs gewesen sein. Dehnung hat *r* gewirkt in Fällen wie *Fōster* (Förster); *dēt* (dert, d. i. dort); *Hennitān* (Hennendarm, *Stellaria media*); *Hānischblätz* (ein Stück Ringelpanzer zum Fegen der Pfannen gebraucht); du *Nāchtlig!* (Närrchen), von narrocht abgeleitet. Unsere Leser wissen bereits durch Grimm, dafs wir für Berchtold sprechen *Bæchteli* (*Bächtelis-, Bächtel-, Bätli*-Tag, und das davon gebildete Vb. *bächtelen*).[2] Die Beispiele zu der einen und der andern Gruppe liefsen sich

1) Diese als Schwäche des Organs und Fehler zu taxierende Aussprache war zu einer Zeit Mode in Paris unter einer Sorte von Leuten, welche man Les incroyables, les merveilleux nannte. Sie sprachen *Bodeaux* u. dgl. Auf den vom Weltverkehr abgeschnittenen Sternenberg, im hintersten Winkel des Zürichbietes, hat sich wahrscheinlich aus einem grösseren geographischen Umfange diese Sonderbarkeit zurückgezogen, welche Stutz in seinen Gemälden aus dem Volksleben V, S. 37 verewigt hat. „*Ach mön-em-Moge muefs-i füeh in Stenebëg uehe go*“ u. s. w. Es gehört diese Gegend mit zur Peripherie des Appenzeller Dialektes, in dessen Stammland jedoch der erwähnte Ausfall sich nur in vereinzelten Wörtern auf unsere Tage vererbt hat. Es mag übrigens die englische und ostpreufsische Aussprache den Weg zum gänzlichen Aufgeben des *r* veranschaulichen. Vgl. auch Schröer in Wiener Sitzungsber. XXXI, S. 285, Sp. 2.

2) So auch in amtlichen Erlassen z. B. 1780: „Die Gemeindsvorgesetzten sollen an der bechteleten auf die Gemeinds-Kosten nicht mehr als fl. 3 zu verthun haben.“ Übrigens ist die Erinnerung an die echte Form nicht blofs in ältern Urkunden erhalten (so im Elgger Herrschaftsrecht von 1535 „Berchteli-, Berchtili(s)-Tag“; in Berner und Luzerner Zunftsatzungen des 15. Jahrhunderts „St.

wohl vermehren; dies Beigebrachte genügt, um zu zeigen, dafs trotz mancher Berührung mit der Vokalisierung des *n* (ich erinnere an die vereinzelten Vokaldehnungen [1]) denn doch von einem durchschlagenden Brauche und von Regeln nicht die Rede sein kann.

Noch mifslicher ist es um die Ansprüche des Konsonanten **ch** bestellt. Freilich gibt es sogar Fälle, vor welchen man sich einen Augenblick fragen könnte, ob nicht gar *n* selber in dem Worte stecke, deren Etymologie jedoch auf verschwundenes *ch* führt. So z. B. das oben (S. 34) erwähnte *āfse* = ächzen, zusammengehalten mit dem syn. *ansge*, in Wirklichkeit eine Nebenform von *āchse*. Zu *Leuse, Leusele*, Stütze der Wagenrunge, fällt einem wohl der *Lunn*, der Nabennagel, ein, an welchen die Leuse auch körperlich rührt; es hat aber das letztere Wort die vollere Nebenform Leuchse und ist bereits in der Zeitschr. VI, 336 mit Recht von mhd. *liuche* = schliefse abgeleitet.[2] Aber *ch*, das sich überhaupt leicht verflüchtigt, hält vor *s* selten Stand, wenn langer Vokal vorangeht, ohne dafs man es deshalb mit *n* vergleichen dürfte; während dieses in dem vorangegangenen Vokale aufgeht, verändert das verschwindende *ch* den Vokal nicht im geringsten, wohl aber assimiliert es sich dem folgenden Konsonanten, den es verschärft.[3] So bleibt der Vokal unberührt in *glîfsne* = dergleichen thun; „Schuster" entspringt aus *„schuechster, schuochsūter"*; unser *chīstere* (heiser athmen) führt das deutsche Wörterbuch mit viel Wahrscheinlichkeit auf *chīche*, keichen, zurück. Auch da, wo *ch* nach kurzem Vokale verschwindet, wie in gewissen deutschen Mundarten (Zeitschr. II, 496), und im ahd. *zësawa* aus got. *taihsvō* (die Rechte), *mist* aus got. *maihstus* (vgl. lat. *mi(n)gere*), hat es den Vokal nicht im geringsten afficiert. Nur scheinbar gibt es Beispiele des Wechsels von *a* + *chs*

Berchtentag"; auf eine andere Seite hin verstümmelt, a° 1656 in dem Buchtitel: „Turgöwischer Bärtelin Feyrtag vnnd newe Jahrswünschung u. s. w."); sie schlingt sich auch in der lebenden Sprache fort: *Bärchtelitag*, der *Bärchtli* (übergetragen auf den Festschmaus) und *bärtelen* (übergetragen auf einen Brauch unter den Kindern zu Stammheim, da je ein Kreis von Gespielen sich, namentlich an Ostern und Pfingsten, zu einer Art Piknik zusammen thut).

1) Es ist beachtenswerth, dafs diese Dehnung sich auf die geradlinige Verlängerung des ursprünglichen Lautes beschränkt. Ich kenne nur ein Beispiel, welches sich mit den durch Vokalisation des *n* erzeugten Erscheinungen vergleichen läfst: der innerrhodische Geschlechtsname *Heischi* nämlich soll der selbe sein, welcher sonst *Hersche, Herrsche* geschrieben wird.

2) Nur mufs ergänzend bemerkt werden, dafs die obigen Formen, in welchen volles *äu* tönt, sich an das Präteritum (*louh*, d. i. *lauch*) anschliefsen, während allerdings die Nebenform *Lüchse* vom Präsensstamme ausgeht.

3) Wo uns der weiche Sibilant entgegentönt, ist eben *ss*, wie in unzähligen anderen Beispielen, zu *s* zurückgesunken.

mit *ā* + *s*. Von den bair. Nebenformen Krechzen und Kreizen (Rückentragkorb) ist keine unmittelbar aus der andern entstanden, sondern sind beide in ähnlicher Weise, die eine durch eingeschobenes *n*, die andere durch eingeschobenes *ch*, aus „Krezen," *Chræze,* hervorgegangen. Wie nämlich organisches *ch* verschwinden, so kann auch ein unorganisches *ch* aufsteigen, ein Wechsel der Balance, welcher bei allen diesen Lautspielen zur Anwendung kommt. Auf diese Weise stehen vielleicht die Synonymen *schnüchse* und *schneuse* (schnüffeln, naschen) in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange und gehören zu dem Substantiv [Schnau] d. i. Schnauze; doch darf nicht verschwiegen werden, dafs das schles. Schnichse, das schwäb. Schnickel, beide in der Bedeutung Schnauze, auf einen anderen oder anders gestalteten Stamm hinweisen. Wohl aber werden wir gut thun, von dieser Gewohnheit des *ch* Vormerk zu nehmen, da es bei der Ergründung des Etymons, wenn uns langer Vokal vor *s* begegnet, möglicherweise mit den Ansprüchen von *n* konkurrieren kann.

Anders verhält es sich mit **l**, der nahen Verwandten von *n*. Zwar wenn in Ortsnamen Wîher, Weier aus Wîler wird (Birlinger, Die alem. Sprache S. 95 f.), so beweist das nur eine zarte Constitution dieses Lautes, ähnlich derjenigen des *ch* (*h*). Dagegen erkennen wir die selbe Natur wie in *n,* wenn *l* den vorausgehenden Vokal dehnt (*bāld*) oder verdunkelt (*olt* = alt). Birlinger erwähnt diese Erscheinungen (a. a. O. S. 48); sie kommen auch auf schweizerischem Boden vor.[1] Wir haben gesehen, dafs durch diese Neigung der Nasal (*n*) seine eigene Zersetzung vorbereitete. Die andere Liquida (*l*) blieb ebenfalls nicht auf halbem Wege stehen, sondern mufste die selbe Bahn durchlaufen. Es ist bekannt, wie *l* im Französischen behandelt wird, wenn es an einen zweiten Konsonanten rührt: dort verwandelt sich lat. *cal(i)d(us)* in *chaud; chevals* in *chevaux* (*x* = *s*); *castellum* in *château.* Ähnlich vokalisiert sich *l* im Englischen vor *m, f, k* und zwar nicht, ohne dem Vokale eine neue Färbung mitzutheilen: *calm, calf; falcon.* Ist in diesen beiden Litteratursprachen der Procefs zur Ruhe gekommen und *l* sauber beseitigt, so gibt es einen grofsen Landstrich der Schweiz, das Ackerland von burgundisch-Alemannien, zwischen Reufs und Jura, wo der Üebergang noch nicht vollzogen, sondern gleichsam in wirrem Brodeln begriffen ist. Dort nämlich wird *l* vor Konsonanten und im Auslaute so gequetscht, dafs es einem *w* ähnlich wird und dadurch dem

1) Auch der Diphthong tritt auf, ein Fall, der sein Analogon in „Gauns" aus „Gans" hat. Allerdings steht mir nur das vereinzelte Beispiel Saulse (das jetzige Sauce) bei Frisius zu Gebote, wobei sich fragen läfst, ob dasselbe unmittelbar auf der Grundform Salse fufse, oder eine Rekonstruktion aus Sause sei.

vorangehenden Vokale eine halb diphthongische Beimischung verleiht. Dies so sehr, dafs einzelne unserer Einsender ganz naiv ansetzen *vergaustere* (erschrecken, einschüchtern) u. dgl., das doch nichts Anderes ist als provincielle Aussprache für *vergalstere*. Sporadisch findet sich diese plumpe Aussprache auch anderwärts. J. Stutz a. a. O. veranschaulicht die Rede der älteren Generation im Sternenberg mit *Sauwz* (Salz), *Auws* (Alles); *Mäuw* (Mehl), *mäuche* (melken); *Houwz* (Holz); *Guwdi* (Gulden); *wouwfäuw* (wohlfeil); *Spuewe* (Spule); *Schwäbäuw* (Schwefel) u. dgl. Allein trotz diesen mannigfachen Berührungspunkten mit dem Nasal, welche ungleich innigere Verwandtschaft von *n* zu *l* als zu den oben abgefertigten *r* und *ch* bekunden, wird Niemand versucht sein, *l* auf den gleichen Rang mit *n* zu setzen und den an *l* haftenden Erscheinungen die selbe phonetische Bedeutung beizumessen wie den Wandelungen des *n*. Und doch scheint der bernische Name *Eisi*, der bekannte Typus des umworbenen Mädchens, verglichen mit den volleren Formen Elsi, Elsbeth sich genau zu decken mit Übergängen wie von *Hänsi* zu *Heisi*. Auch dieses vereinzelte Beispiel aber verliert allen Anspruch vor einer richtigern Deutung: es beruht vielmehr auf der Form *Elisi* und dem dem Deutschen wie dem Romanischen geläufigen Ausfall des weichen Konsonanten zwischen Vokalen. — Eben so wenig glaube ich, dafs in dem bündnerischen *bauzen* (Geschrei des Waldhahns) das bekannte Wort balzen stecke; sicherer als für einen einzelnen Fall einen durch keine einzige Analogie gestützten Lautvorgang anzunehmen, ist es, das obige Wort mit dem bei den übrigen Alemannen üblichen, welches kläffen (bau bau!) bedeutet, zu identificieren. — Sehr nahe will sich einem die Zusammenkuppelung von *Zolgge* mit *Zaugge* (Ausgufsschnabel an einem Gefäfse) legen; die erstere Form ist jedenfalls nicht etwa eine sekundär durch Einschiebung von *l* entstandene, sondern durch einen langen Stammbaum von etymologischen Zusammenhängen legitimiert; das Wort bedeutet eigentlich das Hervorwachsende, daher im Ahd. (*zolg*) den Zweig und im griechischen Adjektiv (*δολιχός*) lang, währenddem das got. *tulg* eine noch ursprünglichere Anschauung (stark) überliefert. Es würde sich also an und für sich die Form *Zaugge* wohl als Abscisse zu *Zolgge* fügen. Dennoch dürfen wir hier keinen isolierten Fall statuieren; der, die *Zaugge* (Emmenth., Unterw.) ist vielmehr als Nebenform zu *Zaute* (Bern. Oberl.) und zu *Zaupf* (Obwalden) anzusehen, und es liegt hier einer jener Fälle vor, wo alle drei Tenues sich um ein Wort streiten; die Form mit *t* ist wohl die echte, da sie weit in Deutschland herum verbreitet ist (Zote, Zott, Zutte, Züttich) und sich zu ndrd. *tote, tuyte* stellt.

Doch kehren wir wieder zu unserem *n* zurück, um zum Schlusse auch von einigen die Lautverbindung *n* + Spirans und deren Vokalisierung begleitenden Erscheinungen Notiz zu nehmen, die zwar nur nebensächlicher Natur sind, von denen wir aber schon aus praktischen Gründen Kenntnifs nehmen müssen.

So sei daran erinnert, dafs sehr gerne Verschärfung des *s* eintritt: *Taufse* (S. 334), *aufsen* (S. 196), *greufse* (S. 204), *geblûfset* (S. 196), das *Graufsle* (S. 335), *āfse* (S. 34), *Rûfs* (S. 28), *Glûfse* (S. 336), *jaufse* (S. 339), *brüfsele* (S. 25), *bûfsig* (S. 193), *Haufset* (S. 361), *treufse* (S. 200 und 350. 351); auch in der Nachsilbe: *Alesse* (S. 360), *Segesse* u. s. w.[1] Der Walliser Ausdruck *uneifsu* (uneins werden) spricht, indem er an dieser Eigentümlichkeit Theil nimmt, dafür, dafs auch hier die eigentliche Vokalisierung, nicht blofse Elision des *n* Statt gefunden habe, obwohl das *s* nicht stammhaft ist (s. oben S. 355).

Auch die Vergröberung des *s* in *sch* ist beliebt, besonders wenn *l* oder *r* vorangehen, vgl. *Grausche* (S. 335), *Greische* (S. 336), Auschl (S. 373), *Flīsch* (S. 194), *blunschen* u. s. w. (S. 195), *trinschen* u. s. w. (S. 200), *greischen, Greische* (S. 336), *Heischi* (S. 337), *knauschlen* (S. 340) und die auf S. 194 zusammengestellten Beispiele. Für „Aufsrunfs, effusio aquae" bei Fries bietet sein Zeitgenosse Maaler „Aufsrunsch." Hinwieder ist *sch* die Verdünnerung von *st* (*ŝt*) in *Chûschli* (S. 201).

Ein merkwürdiges Spiel der Sprache ist, dafs sie, nachdem sie den Konsonanten im Vokal hat untergehen lassen und dadurch die Silbe vereinfacht und die Sprachorgane erleichtert hat, in einigen Beispielen sofort wieder einen Konsonanten herbeischleppt. *Le roi est mort, vive le roi!* Am wunderlichsten ist es, wenn sie, anstatt den organischen Konsonanten zu restituieren, sich eines ganz fremden bedient. Fench heifst im Baderbiet *Ferch;* neben Unschlitt, *Ūschlig* bestehen die Formen *Urschlig, Urschlech, Urstlig;* für Kunst (S. 201) im Gaster *Churst,* im Glarner Hinterland *Chūrst,* und die letztere autentische Angabe liefert uns den Beweis, dafs der Vorgang nicht etwa als eine Vertauschung von *r* an *n* anzusehen, sondern dafs *r* in der bereits entnasalierten Form aufgeschossen ist; wir haben hier den Revers zu den oben S. 339 ff. besprochenen Lauterscheinungen vor uns. In ähnlichem Verhältnisse steht die Nbf. *tröchse* (s. o. S. 350) zu den auf S. 382 ff. gesammelten Fällen.

Im anderen Extreme bewegen sich diejenigen Fälle, welche sich's nicht an der Eliminierung des Nasals genügen lassen, sondern ihm auch noch die Spirans nachschieben. Dies trifft immerhin nur die gut-

1) Vgl. Corssen I², 255.

turale Spirans, welche ihrer Natur nach sich leicht zum blofsen Hauche verdünnt und noch weiter sich ganz verflüchtigt. Ich erinnere an die oben S. 352, 342, 346 aufgeführten *schweihe, schwäje, Schwo;* in den burg.-alemannischen Gegenden und in Bünden und Luzernbiet ist überhaupt die Verflüchtigung des *ch*, sobald es sich am Ende des Wortes oder zwischen Vokalen befindet, die Regel. Ein besonderer Fall liegt uns nur in *āfse* aus *anchse* (S. 34) vor, welches behandelt ist wie *Leuse* aus *Leuchse* (S. 383), gerade wie *reihe* aus ränken übereinstimmt mit *reihe* aus reichen (holen).

Eine andere Verkürzung betrifft den Vokal. Zwar von *füfzeche, füfzg* (fünfzehn, fünfzig) will ich absehen, da wir es hier, wie es scheint, mit einer ordinären Elision zu thun haben, weshalb in keiner Mundart Diphthong eintritt wie in dem Simplex (*feuf*). Auch *Gspusi, Spusibueb* kommt nach dem Schlusse, zu welchem wir auf S. 352 gelangten, kaum in Betracht. Dagegen bleiben *Trĭchle* (S. 24), *ŭfs* = unterdessen (vgl. *ûfse* S. 196 f.) auffällig, gerade so auffällig wie das Verhältnifs von engl. *to wish* zu ags. *vŷscan* und deutschem „wünschen."[1] Weniger stöfst man sich an der Aussprache *Chŭrst* (im Gaster) neben dem oben erwähnten *Chûrst.*

Wenn schon durch die Vokalisation des *n* der Mundart ein bewegter Farbenwechsel geschaffen wird, so verwickelt sie uns doch, weil sie im Ganzen zu den gleichen Vokalen gelangt, welche bereits, aber auf anderem Ursprunge, existierten, in Gleichklänge: *Räuf* verschmelzt Ranft und Reif; sich *erreiche* kann eine Verränkung bedeuten;[2] *Leis* ist Elias, *Leisi* die Linse; vgl. auch *b'seicht* S. 342.

Immerhin gibt es mehr scheinbare Homonymen, welche nur für das Auge, nicht für das Ohr als solche bestehen: *feistere* lautet verschieden, je nachdem es heifst finster werden oder am Fenster plaudern; ebenso *treiche* = 1) trinken, 2) tränken; *deis* = 1) auf Borg, 2) jenes; *Acher* = 1) Butterkübel, 2) Acker; *Erdbrust* = 1) felsige Ackerstelle, 2) Erdschlipf; *Has* = 1) Hans, 2) Hase; *zäusle* = 1) zausen, 2) mit Licht herumfahren. Übrigens begegnen wir auch dem Streben nach Dissimilation; so, wo an der unverkürzten Form *ünsch, üns* (S. 350 ff.) festgehalten wird, um es von *ūfs* (hinaus) zu scheiden, oder wo der Form *trīfse* die Bedeutung seufzen, der Nebenform *trimsele* diejenige der Langsamkeit zugewiesen wird.[3] Es wird uns behauptet, dafs

1) Auch im Altn. ist der Vokal nach Ausfall des *n* nicht selten verkürzt.

2) *brüfsele, prüfsele* = nach Brand riechen und sich preufsisch geberden; *tûsche* = brausen (dunsten) und tauschen.

3) Eine ähnliche Dissimilation bietet das Gothische *dumb* = stumm, *daub* = gehörlos, nur dafs die beiden Wörter auch etymologisch einander nicht völlig decken.

der Glarner *brüsele* = brandig riechen, und *brüſsele* = glühen, unterscheide. Als der St. Galler noch durchs Band weg *ā* für *ei* sprach, soll *Gāſs* (Geiſs) von *Gā̆s* (Gans) unterschieden worden sein.

Hiemit ist meine Darlegung der Vokalisierung des Nasals und ihrer Gesetze erschöpft, keineswegs aber die Fülle von Belegen. Es wurden absichtlich alle diejenigen Beispiele, welche weniger liquid sind, beiseite gelassen. Aber auch so ist des Stoffes genug gehäuft, um ein überraschendes Ergebniſs zu Tage zu fördern. Nicht nur ist das betreffende Lautgesetz mit einer Consequenz durchgeführt, die es berechtigt sich jedem Sprachgesetze der gebildetesten Sprache an die Seite zu stellen, sondern es rollt uns die gesammte Reihe der echten Diphthonge, deren einige sogar einzig und allein aus diesem Gesetze hervorgehen, vor Augen ab. Und so regelrecht treten die Laute ein, daſs wir bei dunkleren Wörtern mit völliger Sicherheit auf den Vokal der ursprünglichen Form zurück schlieſsen können; ja noch weiter läſst sich bei genauerem Eingehen auf die Lautverhältnisse eines mundartlichen Bezirkes für gewisse Wörter oder Wortformen mit Bestimmtheit angeben, daſs sie nicht im Lande entstanden, sondern Lehnwörter seien. Überhaupt gewinnen wir an unserem Lautgesetze gerade wegen seines groſsen Umfanges ein etymologisches Werkzeug von besonders groſser Wirksamkeit, sei es, daſs wir es als Hebel verwenden um ungeahnte Zusammenhänge zu Tage zu fördern, oder als Kriterium, durch dessen Handhabung der Etymologe vor lockenden Irrgängen sich zu bewahren vermag und nicht wenige landläufige und selbst von den Koryphäen der Gelehrtenwelt aufgestellten Etymologien als unhaltbar nachgewiesen werden können.

Wenn ein einzelner aus dem Kapitel der Lautlehre herausgegriffene Punkt solche Ernte abwirft, so sollte es auch dem Laien einleuchten, daſs die Mundart wohl ein Studium zu bilden werth und im Stande ist, die daran gewendete Arbeit reichlich zu lohnen. Auch den Philologen gegenüber, welche noch vielfach von Miſstrauen gegen den wissenschaftlichen Gehalt der Volkssprachen befangen sind, erwarte ich, daſs gerade unser „alemannisches Lautgesetz“ in vorzüglichem Maſse angethan sei, ihnen, wenn sie solche Concinnität und stramme Gesetzmäſsigkeit bis in alle Spitzen hinaus erblicken, wo doch der festen Stütze einer nebenher gehenden, die Tradition schützenden Litteratur entbehrt wird, den Glauben an eine Grammatik auch des Volksmundes zu erwecken.

Allerdings mag die Litteratursprache solches Spiel ihrer naiveren Schwester über die Achsel ansehen; denn ein solches und nicht mehr ist der geschilderte Vorgang, da er nur die Architektonik, nicht aber

die Begriffe berührt. Aber das ist eben das Vorrecht der Mundart, dafs sie sich, wie das Volk überhaupt, an Farbenfülle kindlich freuen und das Einmaleins der Nützlichkeitstheorie vergessen kann. Mit dem geschilderten Lautspiele hat sich gleichsam die Zunge wohnlicher und hübscher eingerichtet.

Der obige Aufsatz bildet den Revers zu Rudolphi's bekanntem Schulprogramm; er möchte als die nothwendige Ergänzung zu demselben angesehen sein, und wenn wir einander auch einige Grenzposten streitig machen,[1] so geschieht jener hübschen und verdienten Arbeit durch meinen Nachläufer kein nennenswerther Abbruch.

F. STAUB.

BEITRAG ZUR KENNTNIS DER MUNDART AN DER SCHWÄBISCHEN RETZAT UND MITTLEREN ALTMÜHL.[2]

Diese Mundart gehört nach ihrem Vocalbestand zur Gruppe der Nab-Rednitz-Mundarten und bildet deren südwestlichsten Ausläufer. Gegen Westen ist sie von der Altmühl bei Dornhausen bis Kalbensteinberg, westlich von Spalt, scharf von der Mundart der mittelfränkischen Hochebene geschieden; im Süd-Westen berührt sie sich mit dem schwäbischen und im Süden mit dem bayrischen Dialekte. Schwäbischer Einflufs ist rechts der Altmühl sehr stark; diesseits zeigt ihn die Aussprache des st und sp (mit alleiniger Ausnahme von *is*, ist) als *scht* und *schp;* ferner die Aussprache von -tag als *-ti*[3] in den Namen der Wochentage und in *Lëtti* (Lebtag[4]) im südwestlichen Theile unseres Gebietes, endlich die schärfere Aussprache des r im Auslaut. Das Bayrische macht sich hauptsächlich in der nach *å* geneigten Trübung des a und in dessen Umlautung in italienisches a geltend, dessen Kürze durch *á*, dessen Länge durch *ǎ* von mir bezeichnet wird.

1) Ich kann z. B. nicht zugeben, dafs „sanft" aus „saft" (Rud. S. 19), got. *dumb* aus *daub* (das.), „anchzen" aus „ächzen" (S. 17) entstanden seien.

2) Mit Verweisungen auf diese Zeitschrift (Z.) und auf Schmeller's bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. (Schm.), und dessen Mundarten Bayerns (Schm. §) vom Herausgeber.

3) Z. III, 460. V, 103, II, 2. Schm. I, 591.

4) Z. II, 285, 8. VI, 468. Schm. I, 1408.